Die

Kinder des Glücks.

Originalroman

von

August Schrader.

V. Theil.

Leipzig,
Verlag von Carl Zieger.
1867.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Mutter und Sohn.

Frau von Stein war von einer Ausfahrt in die Stadt zurückgekehrt. Nachdem sie Hut und Pelz abgelegt, fragte Sie die Kammerfrau:

„Ist mein Sohn ausgegangen?"

„Nein, gnädige Frau. Der junge Herr hat heut das Zimmer noch nicht verlassen."

„Bitten Sie ihn, daß er zu mir komme."

Es dauerte lange, ehe Edmund erschien. Die Mutter ging erregt im Zimmer auf und nieder; sie seufzte oft tief und schwer, es mußte ein Kummer auf ihrer Seele lasten.

„Mein Gott", flüsterte sie, „wer mir das vorher gesagt hätte! Ach, und ich stehe allein, mir fehlt der Beistand des Mannes ... So muß ich denn allein handeln, muß mit der Strenge eines Vaters auftreten."

Sie ließ ſich auf ihrem Seſſel nieder und wartete.

Nach einer Viertelſtunde trat Edmund ein. Er ſah recht bleich aus.

„Ich habe Dich rufen laſſen, mein Sohn!“ redete ſie ihn ernſt an.

„Verzeihung, Mutter, ich hatte noch nicht Toilette gemacht.“

„Und es iſt Mittag.“

„Wenn man ſich unwohl fühlt, bleibt man ſo lange als möglich im Schlafrocke ... Ich hätte lieber das Bett gehütet.“

„Um, wenn andere Leute ſchlafen gehen, das Haus zu verlaſſen. Ich kann das Leben nicht länger dulden, von heute an muß es anders werden! Nachdem meine mütterlichen Mahnungen fruchtlos geblieben, werde ich zu ernſten Maßregeln greifen. Du biſt der Liebe und Güte, die ich an Dir verſchwende, unwürdig. Du biſt, ich muß es zu meinem Entſetzen ausſprechen, ein mißrathener Sohn, obgleich Deine Erziehung große Kapitale verſchlungen hat.“

Edmund hatte ſich auf einen der prachtvollen Seſſel niedergelaſſen, kreuzte die Arme und betrach-

tete ſeine Stiefel von feinem Glanzleder. Die heftigen Worte der Mutter ſchienen ihn kaum zu berühren. Befand er ſich im Zuſtande der völligen Abſpannung oder hatte er ein verhärtetes Gemüth? Beobachten wir ihn.

„Edmund," rief die Mutter nach kurzer Pauſe, „kannſt Du mich denn nicht anſehen."

Der Sohn regte ſich nicht.

„Edmund, haſt Du kein Wort für Deine Mutter?"

„Auf Vorwürfe, Mutter, wie Sie ſie ausſprechen, muß ich ſchweigen."

„Auch das noch, auch das noch!"

„Was habe ich denn gethan?" fragte lächelnd der bleiche junge Mann.

„Was Du gethan haſt? Mein Gott im Himmel!"

„Ich lebe wie alle jungen Leute meines Standes."

„Wie die verdorbenen Deines Standes! Diejenigen, die auf Ehre und Reputation halten, meiden ſchon Deinen Umgang. Du biſt bekannt als ein Taugenichts!"

Jetzt zuckte Edmund zuſammen.

„Mutter, Mutter!" rief er.

„Man hat mir gräßliche Dinge erzählt."

„Wer hat ſie erzählt?“

„Aufrichtige Freunde, die mir die Augen zu öffnen für Pflicht erachten.“

„Und was haben dieſe aufrichtigen Freunde erzählt?“

„Daß Du Dich in ſchrecklicher Geſellſchaft amüſirſt, trinkſt, ſpielſt und ſonſt noch Dinge treibſt, die zu den verwerflichſten auf dieſer Erde gehören.“

„So hat man mich verleumdet.“

„Leugne es nicht! Ich ſelbſt habe Dich in einem Zuſtande geſehen, der mir das Blut erſtarren gemacht. Du biſt ſchwer berauſcht nach Hauſe gekommen. Entarteter Menſch, lohnſt Du mir ſo die Sorgen . . .“

„Ereifern Sie ſich nicht, liebe Mutter! Es iſt ſchon möglich, daß ich in luſtiger Geſellſchaft ein Gläschen mehr getrunken als meine Konſtution erlaubt . . . Wer kein Trinker von Profeſſion iſt wie ich es bin . . . Sehen Sie den jungen Baron von Freigang an, er trinkt fünf bis ſechs Flaſchen, ehe er zum Wettrennen reitet . . . Herr von Roſenzweig braucht acht, um betrunken zu werden. Ich bin der mäßigſte in unſerem Club . . .“

„Den Du von jetzt ab nicht wieder betreten wirst.“

„Ich habe ihn auch schon längere Zeit nicht mehr besucht. Das Leben in jenen Kreisen ist mir zuwider, ich bedarf anderer Anregungen, wenn ich froh sein soll.“

Die Mutter betrachtete den Sohn, der schweigend auf seinem Sessel saß. Edmund hatte ein schönes ausdruckvolles Gesicht und das große dunkle Auge verlieh ihm einen Anflug von Schwärmerei, der ihm vortrefflich stand. Selbst die Blässe erhöhte das Interesse seiner Erscheinung.

Frau von Stein schien zu schwanken, es verrieth dies die Theilnahme, die sich in ihrem Gesichte ausdrückte. Plötzlich aber faßte sie sich und sagte:

„Wir müssen in's Klare kommen, so kann es nicht bleiben. Es ist ein Unglück für Dich, daß der Vater so früh gestorben . . . lebte Herr von Stein noch, dieser Ehrenmann, es stünde, heute wohl anders um Dich. Du würdest seine strenge Zuchtruthe wohl längst empfunden haben. Edmund, wo ist der kostbare Ring Deines Vaters, das theuerste Andenken an ihn, das ich Dir gutherzig übergeben habe?“

„Leider habe ich ihn verloren.“

„Sprich die Wahrheit.“

Der Zorn blitzte auf in dem bleichen Geſichte Edmund's.

„Ich habe ihn verloren!“ rief er mit dem Fuße ſtampfend.

„Du lügſt!“

„Mutter, reizen Sie mich nicht!“

„Soll ich den Herrn Sohn bitten, ſoll ich flehen, daß er als anſtändiger Menſch die Wahrheit ſagt? Wer ehrlos genug iſt zu lügen, hat auf Nachſicht keinen Anſpruch . . . Du haſt den Ring verkauft!“

„Wer ſagt das?“ fuhr der Sohn auf.

„Hier iſt er!“

Und Frau von Stein hielt ihm den Ring entgegen.

„Ich habe ihn zufällig in dem Laden meines Juweliers gefunden, der ihn von einem Unbekannten gekauft hat.“

„So muß ihn dieſer Unbekannte gefunden haben.“

„Gut,“ ſagte die vor Entrüſtung bebende Mutter, „da ich Beweiſe nicht zur Stelle habe, muß ich Dir glauben. Es iſt ja möglich, daß ihn der unredliche

Finder zu ſeinem Vortheil verwerthet hat. Wo aber iſt mein Armband, das ſtets offen auf dem Schreibtiſche geſtanden?“

„Ihr Armband?“ fragte Edmund verwundert.

„Es iſt geſtohlen!“

„Haben Sie mich vielleicht im Verdachte?“

„Nur Du haſt die Hand darnach ausgeſtreckt.“

Der Sohn war aufgeſprungen.

„Ich, Mutter?“

„Deine Keckheit ſoll mich nicht beirren, ich muß, Gott ſei es geklagt, bei meiner Anſicht bleiben!“

„Das iſt ſtark, Mutter! Alſo zum Diebe wollen Sie mich ſtempeln?“

„Wohin iſt das Armband gekommen?“

„Ich antworte nicht mehr.“

„Du wirſt antworten oder ich überliefere Dich dem Arme der Juſtiz!“

Edmund ballte krampfhaft die Fäuſte.

„Reizen Sie mich nicht, Mutter!“ rief er kreiſchend. „Ich weiß nicht, wohin Ihr Armband gekommen!“

„Haſt es wohl verſchenkt?“

„Wem?“

„Der reizenden Roſa, von der Du ſelbſt im Schlafe phantaſirſt! Willſt Du auch leugnen, daß Du eine Roſa kennſt, einen Engel, eine Grazie? Wer iſt dieſe Roſa, die Dich ausplündert und zum Stehlen verleitet? Du ſchweigſt hartnäckig, ſpielſt den Beleidigten und beißt die Lippen zuſammen ... Dies Alles ſoll mich nicht abhalten, polizeiliche Hilfe in Anſpruch zu nehmen und Deiner Dirne auf die Spur zu kommen. Wenn Du nicht mir geſtehſt, wirſt Du dem Richter geſtehen müſſen.“

Jetzt lächelte Edmund mit unbeſchreiblicher Bitterkeit.

„Mutter, man hat mich bei Ihnen verleumdet.“

„Rechtfertige Dich!“

„Bah“, ſagte Edmund, die Hand ausſtreckend, „es iſt unter meiner Würde, mich einer ſolchen Beſchuldigung wegen zu rechtfertigen. Wir können nicht länger beiſammen bleiben, Mutter ... einen Dieb werden Sie unter Ihrem Dache nicht mehr beherbergen.“

„Menſch, ſo rechtfertige Dich doch!“ rief die Mutter in höchſter Erregung.

Aber Edmund antwortete nicht, er verließ das Zimmer.

Frau von Stein rang die Hände.

„Mein Gott, was ſoll ich beginnen? Das Armband fehlt mir, und Niemand als er hat es genommen. Vielleicht habe ich Unrecht . . . ich hätte ihm das Taſchengeld nicht ſchmälern ſollen . . . nun ſucht er auf jede Weiſe ſich Geld zu verſchaffen, um das gewohnte Leben fortführen zu können. Und doch mußte ich ſtreng gegen ihn auftreten . . . ich weiß nicht was ich thun ſoll! Bleibe ich nachſichtig, ſo wird Edmund immer liederlicher; ziehe ich die Zügel ſtraff an, ſo ſinkt er zum Verbrecher herab. O, mein Gott, ich bin eine unglückliche Frau! Wie kann ich doch es ändern? Ich muß feſt bleiben, wie der Major ſagt, und ich werde nicht nachgeben!“

Frau von Stein beſichtigte nun ihre Juwelen; es fehlte nur das ſehr werthvolle Armband.

„Ich muß die Sachen verſchließen,“ flüſterte ſie nach einem ſchweren Seufzer; „verſchließen vor dem eigenen Sohne! Der Verluſt des Juwels ſelbſt drückt mich nicht; aber der Gedanke, der gräßliche Gedanke, Edmund ſtiehlt . . .“

Sie verhüllte das Geſicht und weinte. Plötzlich zog ſie das weiße Tuch zurück. „Man thut ſehr unrecht, ſich über undankbare Kinder zu grämen,“ flüſterte ſie. „Iſt der Sohn ſo ſchlecht, daß er die empfangenen Wohlthaten der Mutter mit Undank lohnt, iſt er ſo ſchlecht, daß er für Liebe und Sorgfalt Kummer und Kram zurückgibt, ſo verdient er, daß man ihn ſeinem Schickſale überläßt.“

Frau von Stein nahm eine Stickerei zur Hand; ſie wollte gleichgiltig ſein, wollte den Verdruß verſcheuchen. Aber ſchon nach einer Viertelſtunde erhob ſie ſich und verließ das Boudoir; ſie ging über den langen Korridor und ſuchte das Zimmer des Sohnes auf. Es war leer. Edmund, der von Unwohlſein geſprochen, hatte ſich entfernt. Die Dame fragte eine Magd, die auf dem Korridor beſchäftigt war.

„Der junge Herr iſt ausgegangen,“ war die Antwort.

Die arme Mutter wartete bis zwei Uhr; es war dies die Stunde des Mittagseſſens. Edmund kam nicht; es ſchlug drei und der Sohn blieb immer noch aus. Edmund war mehr als ein Mal nicht pünktlich zu Tiſche gekommen; trotzdem befiel heute die

arme Frau eine seltsame Bangigkeit, denn sie erinnerte sich, daß der Sohn geäußert hatte, er könne mit der Mutter nicht mehr unter einem Dache wohnen, da sie ihn des Diebstahls verdächtigte. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß er Abends heimkehren werde. Der Abend kam und die Nacht kam auch . . . aber Edmund blieb aus. Frau von Stein verbrachte qualvolle Stunden. Bei dem leisesten Geräusche schrak sie auf, hoffend, daß der Sohn komme. Nach drei Uhr Morgens suchte sie das Lager auf, das sie gegen acht Uhr wieder verließ.

„Nun wird er im Hause sein!" dachte sie.

Sie warf sich in den Morgenrock und ging in das Zimmer ihres Sohnes. Da stand das Bett unberührt. Ein heftiger Schrecken durchbebte die Mutter. Es war dies das erste Mal, daß Edmund am Morgen nicht in seinem Zimmer sich befand. Er hatte also die Drohung ausgeführt. Ob er Sachen mitgenommen, ließ sich nicht erkennen, da der Sekretär, in dem er die Wäsche aufbewahrte, verschlossen war. Frau von Stein legte die Hand auf das Herz und betrachtete mit feuchten Blicken das Zimmer.

„Gott ist mein Zeuge," flüsterte sie, „daß ich es

gut gemeint habe; ich will das Beſte des Sohnes und wende Strenge an, nachdem Ermahnungen fruchtlos geblieben . . . da fühlt er ſich beleidigt und entflieht. Mein Gott, wenn er ſich nur nicht ein Leid zugefügt hat! Ich bin zu weit gegangen . . . es iſt ja möglich, daß ein anderer das Armband entwendet hat.“

Sie verbrachte in qualvoller Angſt den Vormittag. Als nach zwei Uhr Edmund nicht erſchien, ließ ſie den Doktor Georgi zu ſich beſtellen. Der Rechtsanwalt ließ nicht auf ſich warten. Schon gegen vier Uhr trat er in das Boudoir der Dame.

„Iſt mein Sohn bei Ihnen geweſen, Doktor?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Sie haben ihn auch nicht geſehen?“

„Seit langer Zeit nicht. Wie deute ich mir Ihre Erregung, gnädige Frau . . . Sie haben geweint, ſehen bleich aus . . . was iſt geſchehen?“

„Doktor, ich bin eine unglückliche Mutter! Und nur Ihnen kann und will ich mein Leid klagen!“

Der Advokat rückte ſeinen Stuhl näher und ſagte theilnehmend:

„Sie wiſſen, gnädige Frau, daß ich Ihnen ſtets

ein treuer Sachwalter gewesen bin und unter strenger Diskretion gedient habe . . .“

„Ich zähle auch ferner auf Ihre Diskretion und bitte um Ihren Beistand.“

„Beides gewähre ich Ihnen mit dem Eifer, den Sie an mir kennen.“

Frau von Stein erzählte nun ohne Rückhalt Alles, was vorgegangen.

„Ich muß den Eklat vermeiden, schloß sie; muß aber auch weiter leichtsinnigen Streichen meines Sohnes vorbeugen . . . rathen, helfen Sie, Doktor!“

„Sie verlangen meinen Rath?“

Die Dame nickte weinend mit dem Haupte.

„Gut“, sagte der Doktor. „Nachsicht ist hier nicht mehr am Platze; Herr Edmund baut auf Ihre Schwäche und führt nun das Einschüchterungssystem ein. Sieht er, daß Sie fest bleiben, so wird er sich bekehren. Was will er ohne Ihre Hilfe beginnen? Die erste Lebensbedingung ist Geld . . . schließt sich die mütterliche Hand, so fehlt der eigentliche Nerv . . . Ihr Sohn wird sich bekehren.“

„Vielleicht hat er sich ein Leid zugefügt.“

„Das fürchte ich nicht, gnädige Frau.“

„Edmund iſt auffahrend, ſtolz und ehrgeizig.“

„Er iſt aber auch jung und hängt an dem Leben, von dem er noch reiche Genüſſe hofft. Geben Sie mir Vollmacht, mit ihm ein Wort in Vertrauen zu ſprechen, ſo wird er, ich hoffe es feſt, bald zur Beſinnung kommen. Ihr mütterliches Herz ſträubt ſich ohne Zweifel gegen ſtrenge Maßregeln; aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Sie ſchon zu lange Nachſicht geübt. Das Uebel iſt zu weit gediehen . . . Sie dürfen unter allen Umſtänden jetzt nicht zurückweichen und müſſen die Härte und den Muth eines Mannes zeigen.“

Die Dame gab durch Nicken ihr Einverſtändniß zu erkennen.

„Wüßte ich nur“, fragte ſie, „wo er wäre?“

„Jedenfalls in der Stadt: er hat ja Freunde genug, die ihn beherbergen.“

Frau von Stein mußte ihre Thränen trocknen.

„Das rückſichtsloſe Verfahren Edmunds kränkt mich tief!“

„Ja, gnädige Frau, man baue nicht auf die Dankbarkeit der Kinder; auch ich habe Erfahrungen gemacht, die dieſen Satz beſtätigen.“

„Schaffen Sie mir Gewißheit, Doktor!“

„Sobald es möglich iſt.“

„Die Pein tödtet mich!“

„Daß die Polizei Recherchen anſtelle iſt Ihnen wohl nicht recht?“

„Nein, nein! Um des Himmelswillen nicht! Das Wort „Polizei“ durchſchneidet mir die Seele! Setzen Sie andere Kräfte in Bewegung, ich bewillige Ihnen die Mittel dazu: Welche Schande für mich, wenn mein Sohn durch die Hände der Polizei mir eingeliefert würde! Ich hätte den Tod davon!“

„Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! Ich werde die traurige Angelegenheit auf die delikateſte Weiſe vermitteln und hoffe Ihnen ſchon in einigen Tagen Nachricht geben zu können.“

„In einigen Tagen erſt?“

„Vielleicht auch morgen ſchon.“

„Warum nicht heute?“

„Es kommt auf den Erfolg meiner Bemühungen an.“

„Sparen Sie Nichts, Nichts, Doktor; aber verlieren Sie auch keine Zeit. Sie ſehen meine Angſt, ich werde eine Krankheit davon tragen . . .“

„Noch einmal, gnädige Frau, beruhigen Sie ſich; ich bringe Ihnen den Sohn und Sie werden dann begreifen, daß ich richtig vorausgeſehen habe.“

Der Advokat erhob ſich.

Frau von Stein ergriff ſeine Hand.

„Vermeiden Sie das Aufſehen, Doktor, und ſchonen Sie den Ruf Edmunds; ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß ich in meiner Stellung Rückſichten zu nehmen habe . . .“

„Freilich, freilich, gnädige Frau!“

„Beginnen Sie ſofort Ihre Forſchungen . . .“

„Ich kenne die Kreiſe, in denen ſich Herr Edmund bewegt . . . vielleicht komme ich ihm heute ſchon auf die Spur. Sollte er ſich bei Ihnen einfinden, ſo ſenden Sie mir Nachricht, daß ich nicht unnütz meine Kräfte in Bewegung ſetze.“

Die Dame verſprach es. Sie begleitete den ſcheidenden Advokaten auf den Vorſaal hinaus.

„Noch eine Frage erlaube ich mir“, flüſterte der Doktor. „Hat das Armband, das Sie vermiſſen, einen großen Werth?“

„Es hat tauſend Thaler gekoſtet.“

„Ein ſchönes Stück!“

„Auf der innern Platte ſteht mein Wappen und mein Name. Die Diamanten, die das blau emaillirte Kreuz umgeben, ſind vom reinſten Waſſer.“

„Haben Sie keinen Ihrer Domeſtiken im Verdacht, gnädige Frau?“

„Leider nein; alle ſind geprüfte Perſonen, die lange in meinen Dienſten ſtehen. Edmund wird ſich durch den Verkauf des Schmucks die Mittel zu ſeinem lockern Leben verſchafft haben, vielleicht auch zur Flucht. Ach, Doktor, ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß Edmund für ein Mädchen ſchwärmt, das Roſa heißt; er nennt es ſeinen Engel, ſeine Grazie . . dieſe Worte hat er im Schlafe ausgeſtoßen.“

„Ah, eine Liebſchaft iſt im Spiele und die Geliebte heißt Roſa! das iſt von Wichtigkeit. Ich werde ſchon dahinter kommen . . . Und nun auf Wiederſehen, gnädige Frau.“

Die Worte des Doktors hatten der armen Mutter einigen Troſt verliehen; ſie kannte nicht nur die Energie, ſondern auch die Zuverläſſigkeit des Mannes, der ihr ſchon in mancher ſchwierigen Familienangelegenheit Rechtsbeiſtand geweſen war. Seine Anſichten über das Benehmen dem Sohne gegenüber fand

ſie bei ruhiger Ueberlegung richtig; ſie nahm ſich vor ſtreng zu bleiben, aber das Aufſehen zu vermeiden. Die Vermuthung, Edmund halte ſich bei Roſa auf, deren Reize ihn feſſeln, gewann immer mehr Raum und ſomit auch die Hoffnung, daß er die Stadt nicht verlaſſen habe. Der Gedanke, der Sohn habe ſich mit einem gewöhnlichen Mädchen eingelaſſen, preßte ihr zwar das ariſtokratiſche Herz ein wenig zuſammen; aber er gab auch Beruhigung, da die Geliebte ihn von der Flucht abgehalten haben konnte. Um ſich zu zerſtreuen fuhr Frau von Stein zu Frau von Hoym, die die Freundin herzlich empfing und durch Klavierſpiel und Geſang zu unterhalten ſuchte. Gegen acht Uhr Abends kam ſie zurück. Als die Kammerfrau ihr den Pelz abgenommen, fragte ſie:

„Iſt mein Sohn zu Hauſe geweſen?“

„Ja, gnädige Frau!“

„Wo iſt er?“ fragte die froh überraſchte Dame.

„Der junge Herr hat ſich wieder entfernt.“

„Wann iſt er gekommen?“

„Gleich nachdem Sie abgefahren waren, gnädige Frau. Er ſchien es recht eilig zu haben.“

„Was that er?“

„Er ging in ſein Zimmer, das er hinter ſich verſchloß. Nach einer Viertelſtunde verließ er es; ich glaube er trug ein großes Bündel unter dem Pelze.“

„Hat er Dir Nichts aufgetragen?“

„Er hat kein Wort mit mir gewechſelt.“

„Erneſtine, ſei aufrichtig!“

„Es kommt mir nicht in den Sinn, der gnädigen Frau etwas zu verſchweigen.“

„Wie ſah Edmund aus?“

„Er war ſehr heiter geſtimmt, gnädige Frau. Singend ging er fort.“

„Geſtern klagte er über Unwohlſein.“

„Der junge Herr war ſehr wohl.“

„Es iſt gut!“

Erneſtine entfernte ſich. Edmund befand ſich alſo noch in der Stadt. Das war ein Troſt. Was aber hatte der undankbare Sohn unter dem Pelze mit ſich genommen? Dieſe Frage beſchäftigte die Mutter, die eine Kerze nahm und in das Zimmer des Sohnes ging. Alles war noch wie am Tage zuvor. Es ließ ſich nur annehmen, daß der Flüchtling Wäſche und Kleider eingepackt habe, die er in dem Sekretär aufbewahrte. Der Sekretär war feſt verſchloſſen.

Die Dame beleuchtete alle Möbel. Da lag auf dem Schreibtiſche ein Brief. „An Frau von Stein," lautete die Adreſſe. Die Adreſſatin zerriß das Kouvert und las: „Sie haben mich, Mutter, einen Dieb genannt; es iſt dies eine ſchwere Beleidigung, die ich ruhig von Ihnen hinnehmen muß, da Sie meine Mutter ſind. Hätte ſie mir eine andere Perſon zugefügt, ich würde mich rächen. Unter den obwaltenden Umſtänden entferne ich mich und werde von nun an ſelbſt für mich ſorgen. Edmund."

„Kalt und herzlos!" flüſterte Frau von Stein. „Fühlt er ſich ſchuldlos und ſein Ehrgefühl verletzt, ſo muß ich dies an ihm achten; daß er mir aber grollt, die ich ſtets nur auf ſein Wohl bedacht geweſen, iſt ein ſchrecklicher Beweis von Undankbarkeit und Liebloſigkeit."

Sie ging in ihr Boudoir zurück. Der Abend verfloß und die Nacht. Am folgenden Morgen berichtete ſie das, was geſchehen, dem Doktor Georgi und ſandte ihm auch den Brief Edmund's mit. Zugleich bat ſie ihn, Alles zum friedlichen Ausgleiche der traurigen Angelegenheit aufzubieten. Beobachten wir den Rechtsanwalt, der, völlig angekleidet, vor

ſeinem Arbeitstiſche ſitzt. Als er den Brief der Frau von Stein geleſen, legte er ihn ruhig bei Seite.

„Edmund hat ſeine Mutter beſtohlen," murmelte er; „dabei bleibt es. Es wird auch wohl ſo ſein. Der Taugenichts ſoll mir wenig Sorge und Mühe machen, ich werde ihn beobachten laſſen."

Ein Klopfen an der Thür ließ ſich vernehmen

„Herein!"

„Guten Morgen, Herr Doktor!"

Mit dieſen Worten trat ein kleiner ſchmächtiger Mann ein, der ſich, nachdem er die Schwelle überſchritten, tief verneigte. Sein Geſicht war bleich und faſt nichtsſagend; aber ſein kleines geſchlitztes Auge verrieth Leben und Verſchlagenheit. Das kurz geſchnittene hellblonde Haar lag glatt gekämmt an den Schläfen, über der ſpitzen Stirn bildete es ein ſorgfältig geſtaltetes Toupet. Die Toilette des kleinen Mannes war höchſt elegant. Er trug einen grünen Tuchrock mit Pelzkragen und Pelzaufſchlägen, der bis an den Hals feſt zugeknöpft war. Hut und Stock hatte er im Vorzimmer gelaſſen.

„Ah, Herr Petzold!" ſagte ruhig der Doktor.

„Sie haben mich rufen laſſen."

„Weil ich Ihrer Dienſte bedarf, Petzold.“

„Verfügen Sie über mich, Herr Doktor.“

„Sie werden in der Eigenſchaft als Privatmann mir dienen, nicht als Polizeibeamter . . . verſtanden?“

Petzold trat vertraulich näher.

„Ich weiß ſchon, wie Sie es meinen. Sie wollen meine Kenntniſſe und Beziehungen, die ich als Beamter habe, zu Privatzwecken benützen.“

„Weil die Angelegenheit nicht zur Kenntniß des Polizeiamtes gelangen ſoll, ſie iſt und bleibt eine Familienangelegenheit. Für ein gutes Honorar werde ich ſorgen.“

Petzold verneigte ſich.

„Was iſt es denn, Herr Doktor?“

„Kennen Sie den jungen Edmund von Stein?“

Der Polizeiagent ſah ſinnend an die Decke.

„Nein, er iſt mir noch nicht aufgeſtoßen. Den Namen, ſo glaube ich, habe ich ſchon gehört. Eine Frau von Stein wohnt am Schloßplatze . . .“

„Dieſer Edmund iſt der Sohn der Dame, den Sie beobachten ſollen. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie mit einer Familienangelegenheit zu thun haben.“

Petzold machte eine Notiz in ſein Taſchenbuch.

„Beſitzen Sie eine Photographie, Herr Doktor?“

„Nein; ich werde ſie Ihnen jedoch im Laufe des Tages verſchaffen können.“

Der Advokat theilte nun mit, was der Agent wiſſen mußte, um ſeine Thätigkeit zu entfalten.

„Erforſchen Sie,“ ſchloß er, „die Wohnung des jungen Mannes, ſeinen Umgang, vigiliren Sie auf eine gewiſſe Roſa, die er Grazie nennt . . .“

„Ah, ah, Herr Doktor!“ unterbrach ihn der Agent. „Roſa, Grazie . . . die Verbindung dieſer Worte leitet mich ſchon auf die Spur . . . In dem großen Modewaarenmagazine der Madame Sophie Baum befinden ſich drei junge Damen, die man allgemein die drei Grazien nennt. Die eine derſelben heißt Roſa und iſt verführeriſch ſchön. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Herr Edmund von Stein ſich in dieſe verliebt hat.“

„Sie ſind ein Prachtexemplar von einem Polizeiagenten,“ ſagte lächelnd der Rechtsanwalt; „noch haben Sie mein Zimmer nicht verlaſſen und ſchon wittern Sie die Spur deſſen, den ich ſuche. Hier iſt ein Goldſtück, um Ihren Eifer zu ſtärken.“

„O, deſſen bedarf es nicht, Herr Doktor; aber

da Sie es mir einmal bestimmt haben, nehme ich es an. Danke, danke! Wie oft soll ich Bericht erstatten?"

„Kommen Sie jeden Abend um sieben Uhr; es ist unnütz, daß meine Leute Sie sehen. Um diese Zeit finden Sie mich allein. Heute erwarte ich Sie zum ersten Male. Beginnen Sie sofort Ihre Recherchen, seien Sie vorsichtig und verschwiegen und gewärtigen Sie eines guten Lohns."

„Mit Ihnen, Herr Doktor, arbeite ich gern; Sie wissen treue Dienste zu würdigen. Mit dem Schlage sieben komme ich zurück . . . Auf Wiedersehen! Vergessen Sie die Photographie nicht."

Der Agent schlich davon wie eine Katze, die einen Diebstahl begangen. Er schloß so leise die Thür hinter sich, daß ein Geräusch nicht zu bemerken war. Der Doktor schrieb ein Billet, und schickte es durch einen Schreiber an Frau von Stein. Dieser kam mit einem Kouverte zurück. In dem Kouverte lag die Photographie des flüchtigen Edmunds. Die Dame bat in dem beigelegten Briefe, der Herr Doktor möge ja diskret und sehr glimpflich verfahren, da ihr jetzt mehr als je daran läge, daß die traurige Geschichte

nicht bekannt würde. Der Advokat betrachtete ironiſch lächelnd das Bild.

„Ein ſchöner junger Mann!“ flüſterte er. „Schade, daß er ſo romantiſch geſinnt iſt und keine Luſt zu ernſter Beſchäftigung zeigt. Doch, die Schönheit kann nützen . . . Wenn er ſich nur nicht auf Abenteuer einläßt, die ihn mit der Polizei in Kolliſion bringen. Frau von Stein . . . Hm, ſie iſt eine räthſelhafte Dame. Der Fall mit dem leichtſinnigen Sohne kommt mir gelegen . . . Wenn ich nur erſt feſte Stellung dieſem Herrn von Hoym gegenüber eingenommen hätte. Ich werde mich doch wohl mit ihm vereinigen müſſen . . . der Menſch iſt zu ſchlau, zu verwegen, ich habe allen Grund ihn zu fürchten. Nun, er wird wohl kommen, und kommt er nicht, ſo gehe ich zu ihm. Die Unterredung, die ich mit ihm hatte, war gut; wir haben uns gegenſeitig ausgeſprochen.“

Er verſchloß die Photographie.

Der Tag verfloß unter den gewöhnlichen Geſchäften.

Abends ſieben Uhr, mit dem Schlage, erſchien der Agent. Der Advokat ſaß am Arbeitstiſche.

„Nun?“ fragte er.

Petzold verneigte ſich.

„Haben Sie die Photographie?“

„Ja.“

„Ich bitte, zeigen Sie sie mir.“

„Hier ist sie.“

Der Agent betrachtete lächelnd das sauber und gut gefertigte Bild.

„Dem Erfinder der Photographie,“ sagte er, „muß die Polizei ein Denkmal setzen, denn die herrliche Kunst erleichtert ihr die Arbeit. Also dieser ist Edmund von Stein?“

„Wie er leibt und lebt.“

„So habe ich den leichtsinnigen jungen Herrn gefunden.“

„Ist's möglich?“

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Doktor!“

„Wo hat er sich das Nest aufgebaut?“

„In dem Hotel zur Krone.“

Der Advokat sah überrascht den Agenten an.

„In einem untergeordneten Hotel?“

„Ganz gewiß. Mein Auge ist scharf, es faßt die Züge von Menschen, die für mich Interesse haben, fest und sicher auf. Wenn dieses Bild Edmund Stein ist, so habe ich meinen Mann gefunden?“

„Wie? Wie?“

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt.“

„Erzählen Sie, Petzold.“

„Gern, Herr Doktor.“

„Doch zuvor nehmen Sie Platz.“

Der Agent ſaß auf dem Klientenſeſſel und erzählte: „Ich faßte das Modewaaren-Magazin der Madame Sophie Baum ins Auge, weil ich vorausſetzte, daß der verliebte Edmund von Stein ſich ſeiner Grazie nähern würde.“

„Der Schluß iſt richtig.“

„Schon bei Tage ſah ich einen jungen Mann, der für das große Schaufenſter ein beſonderes Intereſſe zeigte. Er ging zweimal vorüber. Dies war indeß nur ein ſchwacher Anhaltspunkt.“

„Natürlich!“

„Es konnte mancher zweimal vorübergehen. Ich wartete den Abend ab; es iſt ſehr kalt, entſetzlich kalt . . . da ſtand der junge Mann am Fenſter . . . der ſcharfe Wind genirte ihn nicht, er ſah nur nach den Mädchen im Laden. So ſtand er eine Viertelſtunde und noch eine Viertelſtunde . . . da redete ihn ein Mann an: „Ah, Herr von Stein, ſchon wieder

auf dem Poſten?“ . . . „Nun ja, ich muß wohl,“ war die in einem traurigen Tone ertheilte Antwort. „Es iſt gut, daß ich Sie treffe, ich habe mit Ihnen Wichtiges zu ſprechen, Herr von Wedekind.“

„Herr von Wedekind?“

„Dieſen Namen habe ich deutlich gehört. Mein Ohr iſt eben ſo ſcharf als mein Auge.“

„Fahren Sie fort, Petzold.“

Der Advokat legte die hageren Beine über einander und hörte mit doppelter Aufmerkſamkeit zu.

„Herr von Wedekind,“ erzählte Petzold, „faßte Herrn von Stein unter den Arm und Beide gingen langſam vor mir her. Aus dem Geſpräche, das ſie führten, entnahm ich Folgendes: Edmund habe ſich von ſeiner Mutter getrennt, die ihn wie einen Knaben behandle, um fortan ſelbſtſtändig zu leben. Er, Edmund, habe vor der Hand Mittel genug, um zu exiſtiren. Die Mutter werde nun Alles aufbieten, um den Sohn zur Rückkehr zu bewegen; aber er, Edmund, werde nur unter der Bedingung ſich fügen, daß Frau von Stein in die Heirat mit Roſa Baum willige, die er jetzt mit aller Energie betreiben wolle. Schließlich veranlaßte Herr von Wedekind den jungen

Mann, in dem Hotel zur Krone zu wohnen, was dieſer auch verſprach. Während ich mit Ihnen rede, Herr Doktor, findet der Einzug ſtatt.“

„Gut, recht gut! Sie haben das Vertrauen gerechtfertigt, das ich in Sie geſetzt. Wachen Sie alſo über die beiden Freunde und erſtatten Sie mir regelmäßig Bericht. Vergeſſen Sie nicht, daß wir eine Familienangelegenheit behandeln.“

Somit war der Agent entlaſſen.

„Herr von Wedekind,“ murmelte der Doktor, „iſt mir ein verdächtiger Edelmann! Wedekind, Wedekind! Es ſcheint, als ob neue Verwicklungen entſtänden. Immer wieder tauchen Namen auf, die mich an alte Zeiten erinnern. Wir werden ja ſehen. Mit dem Herrn von Hoym werde ich mich wohl verſtändigen müſſen. Jetzt bedarf ich der Zerſtreuung . . . fort ins Kaſino!“

Und der Rechtsanwalt begab ſich in das Kaſino.

2.

Die arme Sophie.

Der blinde Ernſt Baum hatte durch die Hoffnung, das lang entbehrte Augenlicht wiederzuerlangen, ſich in eine Gemüthsſtimmung verſetzt, die die Glieder ſeiner Familie mit inniger Freude erfüllte. Nie war er ſo heiter geweſen als jetzt; er ſprach gern über die bevorſtehende Operation, ließ ſich von dem berühmten Profeſſor erzählen, der ſie vollziehen wollte, und machte ſogar ſchon Pläne über ſeine zukünftige Thätigkeit. Sophie wäre ganz glücklich geweſen, wenn der Gedanke an Franz von Hoym ſie nicht mit Entſetzen erfüllt hätte. Dem Manne war Alles zuzutrauen, ſelbſt das Ausbeuten der traurigen Verhältniſſe, die er ſelbſt herbeigeführt hatte. Sie ſchauderte zurück vor der Verworfenheit des Edelmanns, der einſt ihre erſte Liebe geweſen. Wie bereute ſie, ſich

dem braven Ernſt nicht ganz entdeckt zu haben; heute würde er, wenn dies geſchehen, ſie nicht mit Vorwürfen überſchütten können. Die Vorwürfe würde ſie gern ertragen haben; aber der Jammer, der ſich ſeiner bemächtigen mußte, den ſie vorausſah, durchſchnitt ihr bei dem Gedanken daran die Seele. In einer der vertraulichen Unterhaltungen zwiſchen den beiden Gatten ſagte Ernſt:

„Der Himmel hat mir eine ſchwere Prüfung auferlegt; ich habe Dich, das mir liebſte Gut auf dieſer Erde, nicht ſehen können. Ach, Sophie, ich werde Alles vergeſſen, werde nur in dem Glücke ſchwelgen, das mir zu Theil wird, wenn ich noch einmal in Dein treues Auge blicken kann.“

„Vertraue nur dem lieben Gotte, Ernſt; er wird Deine ruhige Ergebung in ſeinen Willen belohnen.“

Der Blinde umarmte ſeine Gattin.

„Auch Dich wird er belohnen, Sophie, denn auch Du haſt reichen Lohn verdient.“

„Wie, ich?“

„Du biſt die Frau eines blinden Mannes, Sophie!“

„Habe ich mich je beklagt?“

„O, ich weiß Deine Lage wohl zu beurtheilen!“

„Sprich nicht davon, Ernſt. Wenn ich gelitten, ſo war es nur, weil ich Dein Elend nicht mildern konnte.“

„Gutes, herrliches Weib!“

„Armer, lieber Mann!“

Weinend lagen ſie einander Bruſt an Bruſt, Mund an Mund.

„Sophie, ich werde Manches gut zu machen haben, wenn ich wieder ſehen kann.“

„Ich begreife Dich nicht, Ernſt.“

„Meine Grillen müſſen Dir oft trübe Stunden bereitet haben.“

„Denke an die Zukunft, lieber Freund; die Vergangenheit ſei abgethan. Wir wollen noch einmal zu leben beginnen, wollen nun die Früchte genießen, die wir unter Mühen und Sorgen geerntet haben.“

„Sophie, mein Geiſt iſt noch jung und friſch . . . ich fühle mich noch nicht ſo alt als ich bin.“

„Gott ſei Lob und Dank!“

„Und dies verdanke ich Deiner zärtlichen Fürſorge. Sieh', Sophie, ich habe ein ſeltſames Leben geführt, ein Leben voll Zweifel, Bangen, Glauben und Hoffen. Zu meiner Schande will ich bekennen,

daß auch das Mißtrauen ſich zuweilen eingeſchlichen hat in meiner Bruſt. Ach, Sophie, Du verzeihſt es mir, Du verzeihſt es meiner heißen Liebe, die noch immer ſo kräftig iſt als vor Jahren. Ich lege reumüthig dieſes Geſtändniß ab, um Dich zu verſöhnen. Es ſoll keine Falte meines Herzens Dir verborgen bleiben. Ach, Sophie, ein Blinder iſt ja ein ſchwacher, hilfloſer Menſch, er muß mit der Zeit läſtig werden Denen, die ihn pflegen, und ſtets in ſeiner Nähe ſein müſſen. Aber Du biſt rein wie das Sonnenlicht, Sophie; Du biſt eine Märtyrin geweſen, die das Leid, das der blinde Mann ihr zugefügt, mit Muth und Ausdauer ertragen hat. Dein ſchönes Bild ſchwebt immer noch vor meinem innern Auge, ich kenne Dich nicht anders als das reizende Mädchen, das ſeit dem erſten Erblicken mir Herz und Sinn gefeſſelt . . . Nein, Sophie, ich habe Dich gekränkt . . . Verzeihe mir!“

Szenen dieſer Art fanden häufig ſtatt; ſie trugen dazu bei, die Angſt der armen Sophie zu vermehren und ſie zur äußerſten Vorſicht anzuſpornen. Linſt berieth ſie mit dem Vater.

„Was beginne ich,“ fragte ſie, „wenn Franz von Hoym ſeine Drohungen ausführt?“

Der Greis wiegte nachdenklich das Haupt.

„Wir ſind in einer ſchwierigen Lage!“ murmelte er.

„Ach, es iſt ein Unglück!“

„Auch auf mich fällt ein ſchreckliches Licht, der ich Dein Geheimniß verborgen gehalten habe.“

„Ernſt wird ein Raub der Verzweiflung.“

„Sophie, ich kann nicht glauben, daß ein Edelmann ſeine Schlechtigkeit ſo weit treibt . . .“

„Aber nehmen wir es an, Vater.“

„So iſt mein Rath: Finde Dich mit dem Manne ab. Ernſt darf unter allen Umſtänden Nichts von der traurigen Angelegenheit erfahren. Warſt Du auch um jene Zeit, als der Edelmann Dich bethörte, Niemandem Rechenſchaft ſchuldig als Gott und mir, ſo hätteſt Du doch dem Bräutigam geſtehen müſſen . . .“

„Vater, Ernſt weiß, daß er nicht meine erſte Liebe iſt.“

„Aber auch nur dies weiß er; Du biſt zu entſchuldigen, nicht aber völlig freizuſprechen. Finde Dich mit Herrn von Hoym ab, dies biſt Du Dir und Deinem Manne ſchuldig.“

Sophie hatte Mühe, ſich die Unbefangenheit zu bewahren, die den Zuſtand ihres Innern verdecken

mußte; jemehr Ernſt ſich des wiederkehrenden Glückes freute, deſto mehr zitterte die Gattin. Eines Morgens trat Roſa zu ihr in das Komptoir.

„Mutter," ſagte das reizende Mädchen, „draußen ſteht ein Mann, der Dich ſprechen will."

„Wer iſt er?"

„Dem Anſcheine nach ein Bote, der eine Beſtellung auszurichten hat."

Sophie vermochte kaum ihren Schrecken zu verbergen. Eine Ahnung flüſterte ihr zu, daß Franz ſich zu regen begann.

„Roſa!"

„Liebe Mutter?"

„Schicke den Mann herein."

„Gut; aber warum zitterſt Du, Mütterchen?"

„Es iſt kalt, mich friert."

„Biſt doch nicht etwa unwohl?"

„Nein, Nein!"

Die Tochter küßte zärtlich die Mutter und ging. Eine Minute ſpäter trat der Bote in das Komptoir, ein Hausknecht des Hotels, in welchem Franz von Hoym wohnte.

„Sind Sie Madame Baum?" fragte er.

„Ja. Was bringen Sie mir?“

„Einen Brief, den ich ſelbſt in Ihre Hand legen ſoll.“

„Von wem?“

„Von dem Herrn von Hoym, der in unſerm Hotel wohnt. Auch ſoll ich gleich Antwort zurückbringen.“

„Warten Sie draußen.“

Die Modiſtin befand ſich allein in dem Komptoir. Sie las die Adreſſe; dieſelben Züge, die ihr einſt das größte Glück bereitet, trieben ihr heute das Blut aus den Wangen und machten das Herz vor Schreck erſtarren. Ihre Hände zitterten ſo heftig, daß ſie kaum das Siegel erbrechen konnte. In dieſem Augenblicke trat der alte Pfarrer ein.

„Vater, was ich gefürchtet, trifft ein!“ flüſterte die Tochter ganz leiſe.

„Von wem iſt der Brief?“

„Von dem ſchrecklichſten aller Menſchen, von Franz.“

„Er kann ſich auch eines Beſſern beſonnen haben. Zage nicht, Sophie; faſſe Dich und lies!“

„Der Bote wartet auf Antwort.“

„Das ist kein gutes Zeichen.“

„Vater, lieber Vater, was beginne ich? Mir fehlt der Muth, das Kouvert zu öffnen. Nach der ersten Unterredung, die ich mit dem Böſewicht gehabt, muß ich das Aeußerſte fürchten. Es hat mir ſeine Abſicht ſchon klar genug angedeutet. Ausbeuten will er mich . . .“

„So gib, daß ich leſe!“

„Du kannſt, Du mußt ja Alles wiſſen, Vater!“

Sophie übergab ihm den Brief.

Der Greis hatte die Zeilen geleſen.

„Hoym will Dich ſprechen, Sophie.“

„Großer Gott!“

„Du ſollſt Zeit und Ort beſtimmen.“

„Vater, rathe mir!“ jammerte die arme Frau.

„Weiſeſt Du ihn ſchnöde ab, ſo wird er ſich mit Deinem Manne in Verhandlungen ſetzen.“

Sophie bedeckte mit den Händen ihr Geſicht.

„Das kann, das darf nicht geſchehen,“ ſagte traurig der Greis.

„Vater, um Gotteswillen, was beginne ich?“

„Und wir haben kein Abwehrmittel gegen dieſen

Menſchen! Er droht auch mit der Forderung der Herausgabe ſeines Sohnes.“

„Auch das noch, auch das noch!“

„Sprich zunächſt mit ihm, Sophie; finde den Elenden durch Geld ab. Sind ſeine Anſprüche nicht zu befriedigen, nun ſo wird Gott uns gnädig ſein. Vielleicht läßt er ſich erweichen, wenn er Deine Anſtrengungen ſieht, ihm genug zu thun.“

Beide beriethen.

„Wohlan denn, ich werde den Mann empfangen. Aber wo?“

„Nach Schluß des Geſchäfts in dieſem Komptoir; unſere Wohnung darf Hoym nicht betreten, denn Ernſt iſt zu mißtrauiſch. Das kleinſte Geräuſch würde ihn aus der kaum wiedergewonnenen Ruhe emporſchrecken. Schreibe ſogleich die Antwort . . . doch ſo unverfänglich wie möglich. Erwähne der obwaltenden Verhältniſſe mit keiner Silbe . . . Du verſtehſt mich.“

Sophie ſchrieb mit zitternder Hand: „Es erwartet Sie dieſen Abend halb acht Uhr in dem Komptoir . . . Sophie.“ Dann ſiegelte ſie das Kouvert und ſchrieb die Adreſſe. Der Greis übergab dem Boten den Brief, der ſich raſch entfernte. Mehr als

ein Mal im Laufe des Tages beriethen Vater und Tochter; ſie kamen darin überein, alle nur möglichen Opfer zu bringen, um die Habgier des Aventürier's zu befriedigen. Die arme Modiſtin erwartete mit Zittern und Zagen den Abend. Ein Glück, daß das Geſchäft ihre ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm; es wurden gerade heute der Verkäufe ſo viel abgeſchloſſen wie ſelten an einem Tage. Der Pfarrer Witt ſetzte den blinden Ernſt davon in Kenntniß und fügte hinzu, daß Sophie nach dem Schluſſe des Ladens noch eine Stunde im Komptoir arbeiten müſſe, um die Bücher zu ordnen. Gleich nach ſieben Uhr betraten Mutter und Töchter die Familienwohnung. Das Abendeſſen ſtand ſchon bereit . . . man nahm es ein.

„Nun gönne mir noch ein Stündchen," ſagte Sophie zu dem Gatten; unterhalte Dich mit Deinen Kindern und mit dem Vater . . . ich werde mich beeilen, daß ich bald zu Dir zurückkehren kann. Es iſt die Zeit der Bälle, darum hoffe ich, daß die nächſten Tage eben ſo ergiebig ſein werden als der heutige es war. Ich darf mir die Geſchäfte nicht über den Kopf wachſen laſſen."

Ernſt befand ſich in guter Stimmung, er küßte die Gattin und entließ ſie mit der Bitte, was irgend möglich auf den folgenden Tag zu verſchieben. Sophie betrat mit dem Schlage halb acht Uhr das Komptoir. Sie zündete die Gaslampe über dem Arbeitspulte an. Die Läden der Fenſter waren ſchon geſchloſſen. Die Glasthür, die in den Verkaufsladen führte, war durch einen grünen Vorhang verhüllt. Von der Hausflur führte eine zweite Thür in das Komptoir und dieſe ließ die Modiſtin ſo weit offen, daß ein Lichtſtrahl hindurchdringen konnte. Franz war dem Lichtſtrahle gefolgt; er ſchob die Thür leiſe zurück und als er die Dame an dem Pulte beſchäftigt ſah, fragte er: „Darf man eintreten?“

Sophie empfing den ſchrecklichen Gaſt, der die Kühnheit hatte, ihr die Hand zu küſſen.

„Ich habe Sie empfangen, Herr von Hoym,“ ſagte ſie würdevoll, „um Ihre Wünſche zu hören. Ehe wir jedoch unſere Unterredung beginnen, bitte ich Sie, nicht einen Augenblick vergeſſen zu wollen, daß ich die glückliche Gattin eines braven Mannes und die Mutter guter Kinder bin.“

Franz zog die Handſchuhe ab und warf ſie in den Hut, den er auf ein Tiſchchen geſtellt hatte.

„Und ich bitte Sie, Madame, daran zu denken, daß wir uns liebten, ehe Sie die Gattin des blinden Mannes wurden, dem Sie drei reizende Töchter geſchenkt haben.“

Die arme Frau preßte beide Hände auf den ängſtlich wogenden Buſen.

„Jene Zeit liegt weit hinter uns, mein Herr . . . Mich dünkt, Sie müßten nur mit Erröthen an ſie zurückdenken.“

„Verzeihung, nicht mit Erröthen, wohl aber mit Trauer, denn jetzt erſt erkenne ich, daß das Schickſal mir damals einen herrlichen Schatz geraubt hat . . . ich bedauere, mehr Sohn als Liebhaber geweſen zu ſein.“

„Kommen Sie zur Sache, mein Herr . . .“

„Sophie, behandeln Sie mich nicht als Ihren Feind; Sie werden bald erkennen, daß meine Verehrung für Sie noch nicht erloſchen iſt. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht perfid an Ihnen gehandelt habe, daß ich mich mit Schmerz von Ihnen trennte und mit Widerwillen die mir beſtimmte Braut hei-

ratete. Ach, das war eine traurige Ehe! Sie mußte nach kurzer Zeit gelöst werden. Nun lebte ich mit den bittersten Qualen im Herzen . . . O, was habe ich gelitten! Die erste Liebe läßt sich doch nicht verbannen! Sophie, halten Sie mich nicht für Ihren Feind!"

Der Edelmann hatte so innig gesprochen, daß Sophie auf einen friedlichen Ausgleich zu hoffen begann.

„Sie haben von mir eine Unterredung gefordert, Herr von Hoym . . ."

„Ja."

„Und ich habe Sie Ihnen bewilligt, weil ich gewisse Verhältnisse nicht ganz vergessen habe. Ich kann Gleiches nicht mit Gleichem vergelten . . . Dabei setze ich voraus, daß Sie meine Verhältnisse berücksichtigen und nach Kräften die traurigen Folgen auszugleichen suchen, an deren Entstehen Sie hauptsächlich die Schuld tragen. Was wollen Sie?"

Franz schien verletzt zu sein.

„Sie fragen mich in einem Tone, Madame. . . Was ich will? Seit ich Sie gesehen, ist in mir das Interesse für Sie so lebhaft erwacht, daß ich ihm

zunächſt Ausdruck geben möchte. Freilich, wenn Sie ſchonungslos mit mir verfahren, habe ich den Muth nicht.“

„Setzen Sie den Stolz bei Seite, mein Herr; ich habe die triftigſten Gründe, unſere Unterredung abzukürzen.“

„Wir werden ja ſehen, ob dies möglich iſt. Zunächſt möchte ich wiſſen, wo unſer Sohn iſt.“

„Unſer Sohn?“

„So habe ich geſagt“, antwortete kalt der Edelmann.

„Wie kommt es, daß Sie heute danach fragen, nachdem Sie jahrelang ſich um ihn nicht gekümmert haben?“

Franz betrachtete einige Augenblicke ſeine Nägel.

„Dies iſt ſehr einfach, Madame. Mir ſcheint, daß Sie auf Ihre Töchter Alles verwenden, während Sie den unehelichen Sohn vernachläſſigen. Sie übertragen den Haß, den Sie auf mich geworfen, auf meinen Sohn. Es iſt dies eine Ungerechtigkeit die ich nicht dulden darf. Was hat der Knabe, der jetzt ein junger Mann ſein muß, verbrochen?“

Sophie zitterte.

„Ich habe meine Mutterpflichten erfüllt, und zwar unter den traurigſten Verhältniſſen. Wenn Sie wüßten, was ich gelitten, Sie würden mir dieſen Vorwurf nicht gemacht haben. Tag und Nacht habe ich bei der Arbeit geſeſſen, um die Erziehungskoſten zu verdienen.“

„Wohl möglich!“

„Sie aber ſchwelgten in Saus und Braus und gedachten des betrogenen Mädchens nicht mehr, das mit Elend, Hunger und Schande kämpfte.“

Franz ſtreckte gleichgiltig die Hand aus.

„Faſſen Sie die Angelegenheit nicht von der ſentimentalen Seite an; auch ich habe gelitten, vielleicht mehr noch als Sie. Meine Vergangenheit iſt nicht die glänzendſte und von der Zukunft habe ich ſehr wenig zu erwarten. Wollen Sie mir ſagen, wo mein Sohn iſt?“

„Nein!“

„Meine Geduld iſt noch nicht zu Ende . . . Und warum nicht?“

„Weil ich nicht will, daß er ſeinen Vater kennen lerne.“

„Kennt er denn die Mutter?“ fragte Franz im Tone beißender Ironie.

Sophie bezwang ihren Schrecken.

„Wenn Sie ein Ehrenmann ſind,“ ſagte ſie erregt, „ſo vergeſſen Sie die Zeit Ihrer Perfidie und meiner Schmach. Es iſt nicht wohl gethan, daß Sie den Schleier zerreißen . . .“

„Sophie!“

„Ich bin für Sie nicht mehr Sophie!“

„Was ſind Sie denn, meine Liebe?“

„Die Gattin eines Mannes, den ich hochſchätze und dem Sie es Dank wiſſen ſollten, daß er das Opfer Ihrer Treuloſigkeit vom Rande des Abgrundes, der es zu verſchlingen drohte, zurückgeriſſen.“

„O, Madame, ich ſelbſt wäre noch gekommen, das Mädchen meiner erſten Liebe zu verſöhnen und es für immer an mich zu feſſeln. Ernſt Baum hatte mich dieſes Glücks beraubt . . . ſoll ich ihm dafür dankbar ſein? O, Madame, dies iſt eine Zumuthung, die ich mit Entrüſtung zurückweiſen muß. Herr Baum iſt mein Feind, mein ärgſter Feind! Wie anders ſtände es um mich, wenn Sie heute noch frei wären . . . Ich würde Sie zur gnädigen Frau machen und

alle Wünſche meines Herzens wären befriedigt. Nach Lage der Dinge aber ſtehe ich wie ein Verſtoßener vor Ihnen, der um die Gunſt bettelt, ſich an Ihrem Anblicke erlaben zu dürfen.“

„Mein Herr!“ rief Sophie entrüſtet. „Verſchonen Sie mich doch mit Spott und Hohn!“

„Ach, Sophie, ich ſpreche im vollen Ernſte, denn meine Liebe zu Ihnen iſt mit einer Heftigkeit wieder erwacht, die mich faſt um den Verſtand bringt.“

Er wollte ihre Hand ergreifen.

„Schrecklicher Mann!“ rief ſie entſetzt, die Hand zurückziehend.

„Ich bin ein beklagenswerther Mann!“

„Sie zwingen mich, das Komptoir zu verlaſſen.“

„Nein, Sophie, Sie werden bleiben, denn ich habe Ihnen noch viel, viel zu ſagen.“

Sophie weinte einige Augenblicke heiße Thränen in ihr weißes Battiſttuch. Franz beobachtete ſie mit lüſternen Blicken. O, ſie war immer noch eine ſchöne, üppige Frau, die das Begehren eines Wollüſtlings erregen konnte.

„Finden wir uns gegenſeitig ab!“ ſagte ſie nach einer Pauſe. „Meine Pein iſt zu groß, ich ertrage

ſie nicht länger. Fordern Sie, fordern Sie, mein Herr!“

Franz fragte lächelnd:

„Wo iſt mein Sohn?“

„Er iſt wohl aufbewahrt.“

„Ich glaube nicht daran.“

„Wollen Sie Geld?“ fragte die zitternde Sophie.

„Nun, ich bin eben nicht in der Lage, eine anſtändige Summe zurückzuweiſen. Was bieten Sie?“

Sophie zog ein Portefeuille aus der Taſche ihres Seidenkleides.

„Hier ſind fünfhundert Thaler!“

Der Edelmann nahm und öffnete das Portefeuille. Nachdem er die Banknoten geprüft, verſenkte er es mit der Miene eines Gläubigers, der eine rechtmäßige Schuld zurückerhält, in die Bruſttaſche ſeines Rockes. „Das Büchlein,“ ſagte er mit einem Anfluge von Zärtlichkeit, „ſoll mir ein theueres Andenken ſein. Die Summe, ſo klein ſie auch iſt, wird für die nächſte Zeit meine Ausgaben decken. Der Abgang derſelben bereitet Ihnen, Madame, keine Verlegenheit. Ihr blühendes Geſchäft muß einen ſchönen Gewinn abwerfen. Und nicht wahr, fünfhundert Thaler ſind

wahrlich nicht zu wenig dafür, daß ich Ihnen ein gewisses Geständniß erlasse . . . ein Geständniß, das Ihnen sehr schwer wird."

Sophie hatte sich erhoben.

„Für dieses Geld fordere ich ein Gelöbniß von Ihnen, mein Herr!"

„Was, Madame, soll ich geloben?"

„Daß Sie von meiner Existenz ferner keine Notiz nehmen."

„Ah, das ist viel verlangt!"

„Ich muß es fordern!"

„Wie kann ich eine so schöne, so großmüthige Frau vergessen? Sagen Sie dem Strome, daß er seinen Lauf ändere, sagen Sie dem verdorrten Baume, daß er blühe, sagen Sie der Sonne, daß sie sich um die Erde drehe . . . dieser Befehl wird eben so ungehört verhallen als das Verlangen, das Sie an mich gestellt haben. Ich möchte es gern, liebe Sophie . . . aber so lange Sie mir das Herz nicht aus der Brust reißen, werde ich Ihrer in Liebe gedenken. Glauben Sie nicht an Spott und Hohn . . . ich spreche die volle Wahrheit. Man hat mir gesagt, Sie hätten Ihr Kind . . . doch ich schweige, da ich es nicht

glaube. Nein, deſſen ſind Sie nicht fähig, wenn auch Noth und Elend Sie zu Boden drückten.“

Die arme Frau rang die Hände.

„Herr Gott im Himmel!“ flüſterte ſie entſetzt. „Was können Sie nicht glauben?“

„Laſſen Sie doch, Madame; ich bin vor der Hand zufrieden geſtellt und kann ſchweigen. Auch Sie ſollen kein Wort von dem erfahren, was ich weiß. Nein, das wäre undankbar! Aber fordern Sie nicht, daß ich mit Ihnen alle und jede Verbindung aufgebe . . . Sie berauben mich eines Troſtes, deſſen ich dringend bedarf, wenn ich nicht verzweifeln ſoll. Bleiben wir in Verbindung, in einer unſchuldigen Verbindung, die uns an die erſte Liebe erinnert. Wir ſtehen ja in dem Alter, in dem der Menſch von der Erinnerung zehrt. Und wir, Sophie, haben uns ſo reizender, ſo ſeliger Stunden zu erinnern . . . Ach, kein Glück auf der Erde kommt dem der erſten Liebe gleich! Sophie, ich habe ein Töchterchen, ein liebes gutes Kind, das mir am Herzen liegt . . . eröffnen Sie dem Kinde einen Kredit . . . meine Anna hat keine Ahnung davon, daß ihre Mutter nicht meine erſte Liebe war . . . ſie wird es auch nie erfahren.

Durch dieſen lieben Boten wollen wir unſere Verbindung erhalten. Behandeln Sie das Kind als eine Kunde . . . als eine gute Kunde . . . und reſpektiren Sie meine Anweiſung. Ich werde nicht zu weit gehen, werde Ihren Kredit nicht mißbrauchen; aber ſtatten Sie mir mein Kind gut aus, es iſt ja die Halbſchweſter Ihres Sohnes. Gute Nacht, Madame Baum. Ach, Sie ſind glücklicher als ich es bin . . . Ihrer wartet ein liebender Gatte und eine fröhliche Familie . . . mich empfängt Einſamkeit und Reue. Gute Nacht, Madame Baum!"

Der Edelmann hatte bei den letzten Worten ſeinen Hut genommen und reichte nun der Modiſtin die Hand.

„Gehen Sie, gehen Sie!" rief ſie ſchluchzend.

„Werden Sie meine Anna empfangen?"

Sophie nickte ſchweigend mit dem Kopfe. Als ſie ſah, daß Franz ſich entfernt und die Thür geſchloſſen hatte, ſank ſie laut weinend auf den Seſſel. So traf ſie der eintretende Vater.

„Kind, mein liebes Kind!" rief der Greis erſchreckt. „Hat Dir der Böſewicht ein Leid zugefügt?"

Sie erzählte Alles.

„Es iſt entſetzlich!" murmelte der Pfarrer. „Den-

ſelben Menſchen, der Dich in das höchſte Elend geſtürzt hat, mußt Du nicht nur ernähren, Du mußt ihm auch wie eine Sklavin gehorchen, mußt ein Werkzeug in ſeiner Schurkenhand ſein.“

„Vater, er hat den Verdacht deutlich ausgeſprochen, daß ich mein Kind . . .“

Sophie bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

„Faſſe dich und baue auf Gott!“

„O, wüßte ich, wo die Wedekind wäre! Sie allein nur kann mich retten!“

„Leider ſind meine bisherigen Forſchungen ohne Erfolg geblieben.“

„Vater, gehe weiter, gehe noch weiter!“

„Was ſoll ich denn thun?“

„Vertraue Dich einem Rechtsanwalte an.“

„Dazu möchte ich nicht rathen.“

„Man muß dem Weibe einen Lohn ausſetzen, dann wird es ſich melden.“

„Nun beruhige Dich, Sophie, Ernſt wartet; er wird ſchon unruhig und ſchöpft wieder Verdacht. Da bin ich zu Dir geeilt . . . ich vermuthe, daß er ſich in das Komptoir führen läßt. Trockne die Thränen,

Du haſt keinen Mord auf dem Gewiſſen, und dem Unſchuldigen ſteht der liebe Gott immer bei. Kommt Zeit, kommt Rath. Ich werde überlegen, was ferner zu thun iſt.“

Während Sophie das Arbeitspult ordnete, ward die Thür geöffnet. Roſa und Martha führten den blinden Vater herein. Doris trug eine Kerze. Es war eine rührende und zugleich erfreuende Gruppe. Die reizenden blühenden Geſichter der Töchter ſtrahlten vor Freude . . . der bleiche Ernſt ſah ſchon wieder recht traurig aus.

„Wo biſt Du, Sophie?“

„Hier, mein lieber Freund!“

„Laßt mich nur los, Kinder, ich finde das Arbeitspult ſchon. Bleibe an Deinem Platze, Sophie . . .“

Der Blinde ſtreckte die Hände aus und ſchritt dem Pulte zu. Nun erfaßte er die Gattin; er drückte ſie zärtlich an ſich.

„Frau,“ rief er, „ich wollte Dich überraſchen, wollte Dir eine Freude bereiten . . . darum ließ ich mich ſtill von den Kindern führen.“

Sophie kannte den Grund ſchon, der den Gatten leitete.

„Und Du machſt mir wirklich eine große Freude, Ernſt!“

„Biſt Du fertig?“

„Ja, lieber Mann!“

Er küßte ihr die Wangen.

„Sophie! Sophie!“

„Was iſt Dir, Ernſt?“

„Du haſt geweint.“

„Ich muß noch weinen.“

„Worüber denn?“

„Daß Du mein Glück nicht theilen und unſere Kinder ſehen kannſt. Da ſtehen ſie um uns her . . . Ach, Ernſt, Ernſt . . . gebe Gott, daß Dich der Arzt rettet!“

Auch die Augen der Kinder wurden feucht.

„Kommt in die Wohnſtube!“ rief der Großvater. „Es wird ſchon kalt hier. Du, Sophie, führſt den Gemal . . . ich ſchließe das Komptoir und folge den Kindern nach. Doris leuchtet voran.“

Und ſo geſchah es. Die Familie ging in der angegebenen Ordnung die Treppe hinan und betrat das freundliche, mild erwärmte Wohnzimmer. Alle hielten der Mutter Thränen für Thränen des Schmerzes.

Die arme Sophie hatte einen ſchweren Kampf zu beſtehen, um das heitere Geſpräch, das ſich nun entwickelte, nicht durch Mißmuth zu ſtören. Sie mußte gewaltſam die Seufzer unterdrücken, die ſich der ſchwer beklommenen Bruſt zu entwinden ſuchten; ſie mußte lächeln, während ihr das Herz blutete. Endlich ſchlug die Erlöſungsſtunde . . . die Töchter küßten die Eltern und gingen zu Bett.

Am nächſten Morgen begann das Geſchäft wie gewöhnlich. Die drei Grazien bedienten die Kunden, während Frau Baum in dem Arbeitslokale der Näherinnen und Stickerinnen und dann wieder im Komptoir thätig war. Wenn die arme Modiſtin das rege Leben betrachtete, die blühenden Kinder, die wetteiferten in der Ausübung ihrer Pflichten, wenn ſie bedachte, daß ein einziges Wort des Edelmanns nicht nur ihre bürgerliche Exiſtenz, ſondern auch ihr Familienglück zerſtören konnte, ſo lief ein kalter Schauer durch ihren Körper. Haß und Abſcheu aber erfüllte ſie, da ſie ſich ſagen mußte: Franz von Hoym ſollte dich ehren, ſtatt dich zu demüthigen.

Es war ihr lieb, daß ſo viel Geſchäfte auf ihr einſtürmten und ihre Aufmerkſamkeit völlig in An-

ſpruch nahmen. Bald fragte eine Putzmacherin, bald eine Stickerin um Rath; dann kamen Kiſten, die ausgepackt werden mußten, dann wieder war beſtellte Arbeit abzuliefern und wiederum waren neue Beſtellungen anzunehmen. Damen, vornehme und geringe, erſchienen, um Einkäufe zu machen. Der alte Pfarrer ſaß an ſeinem Pulte und beſorgte die Korreſpondenzen oder ſchrieb Rechnungen.

Gegen Mittag trat ein junges Mädchen in den Laden.

Es war Anna von Hoym.

„Ich möchte Madame Baum ſprechen!“ ſagte ſie ſchüchtern.

Die Modiſtin befand ſich gerade hinter dem Ladentiſche.

„Sie ſteht vor Ihnen, mein Fräulein! Womit kann ich dienen?“

„Hier iſt ein Brief von meinem Vater!“

In Sophie ſtieg eine Ahnung auf; ſie hatte den Muth nicht, nach dem Namen des Vaters zu fragen. Zitternd erbrach ſie das Kouvert und las:

„Eröffnen Sie, verehrte Frau, meiner Tochter

einen Kredit bis zu hundert Thalern; Unterzeichneter verbürgt ſich für richtige Zahlung. Franz von Hoym.“

„Ich muß wohl!“ dachte die arme Frau. „Ich muß wohl! Dies iſt ſeine Handſchrift.“

Sie betrachtete das junge Mädchen. Anna's Geſicht war ſo unſchuldig, ſo gutmüthig, man konnte ſagen, ſo naiv, daß Madame Baum eine Art Mitleid mit ihr fühlte . . . ſie war ja die Tochter eines erwieſen ſchlechten Mannes. Oder ſollte ſie unter dieſer Maske ein tückiſches Herz verbergen?

„Wollen Sie Ihren Bedarf gleich nehmen, Fräulein von Hoym?“

Die letzten Worte wollten der Modiſtin kaum über die Lippen.

„Ja!“ antwortete Anna, ſichtlich erfreut.

„So wählen Sie!“

„Ich brauche einen Hut, Madame!“

„Hier ſind Hüte.“

Sophie führte die jugendliche Käuferin zu der Abtheilung des Ladens, in der ſich der geſuchte Artikel befand.

Anna war wie geblendet von den Herrlichkeiten, die ſie hier erblickte.

„Wollen Sie in ſchwarzem Sammt, mein Fräulein?“

Die Modiſtin mußte ſich, weil ihre Töchter in der Nähe waren, ſo höflich zeigen, als ob ſie eine Käuferin erſten Ranges vor ſich hatte. Die Kinder durften ja nicht ahnen, daß die Furcht ſie zur Nachgiebigkeit zwang.

Anna wählte einen reizenden ſchwarzen Hut mit weißer Straußfeder.

Die Modiſtin beſorgte mit unerſchöpflicher Geduld das Geſchäft des Anprobirens.

„Er paßt und ſteht Ihnen vortrefflich!“ ſagte ſie mit vor Erregung bebender Stimme. „Betrachten Sie ſich im Spiegel.“

Die Tochter des Edelmanns wandte ſich. Ihr ganzes Geſichtchen ward roth vor Entzücken.

„Iſt er Ihnen recht, mein Fräulein?“

„So einen Hut habe ich mir gewünſcht, Madame!“

„Tragen Sie ihn.“

„Und der Preis?“

„Ich ſende Ihrem Herrn Vater ſpäter die Nota.“

Anna wählte noch einige Putzſachen, als Netze, Schleifen, Bänder, Kravatten, Gürtel und Kragen.

„Wohin ſoll ich Ihnen die Waare ſenden?“

„Ich habe einen Diener bei mir, Madame.“

„Gut!“

„Wenn Sie nur gefälligst einpacken wollen . . . Sie brauchen keinen Ihrer Leute zu inkommodiren.“

Rosa holte einen großen Karton, legte die Sachen hinein und übergab ihn dem Lohndiener, den Anna von der Straße hereingerufen hatte.

„Es ist doch Alles in Ordnung?“ fragte sie dann.

„Alles, mein Fräulein.“

Anna grüßte und ging. Sophie athmete hoch auf, sie ging in das Komptoir und theilte dem Vater den Besuch mit.

„Du hast recht gethan, mein Kind!“ sagte er. „Vor der Hand müssen wir leiden und Opfer bringen; die Dinge werden sich bald ändern.“

„Aber wie und wann?“

„Ich werde neue Anstrengungen machen, die Frau aufzufinden, die das Kind mit sich genommen. Es bleibt ein Unrecht, daß wir die traurige Angelegenheit so lange haben ruhen lassen. Es sind viele Jahre darüber verflossen. Ist das Weib ermittelt oder, wenn es nicht mehr lebt, ein Verwandter, der

Auskunft gibt, so ist wenigstens der Verdacht von Dir genommen . . ."

„Denke an den armen Ernst, Vater! Hoym wird von dem ein behagliches Leben führen, was er durch Drohungen von mir erpreßt. Meine Lage ist wahrhaft gräßlich!"

„Fasse Dich und gehe Deinen Geschäften nach. Ich werde indeß für Dich thätig sein, werde nach Kräften vermitteln und sorgen. Der Versicherung, daß ich Deine Interessen wahre, bedarf es nicht. Darum sei ruhig."

Der Greis suchte zu trösten; Sophie reichte ihm die Hand.

„Vater," rief sie, „wenn mein Schicksal das Werk der Vorsehung ist, so zweifle ich an der Gerechtigkeit des Himmels . . ."

„Frevle nicht!" rief mahnend der Greis. „Die Wege der Vorsehung bleiben den Menschen Geheimniß. Vielleicht bist Du selbst das Mittel, das Gott sich wählt, um den verworfenen Edelmann zu züchtigen. Es gibt eine allwaltende Vorsehung, die nimmer rastet, es gibt eine ewige Gerechtigkeit, die das Gute belohnt und das Schlechte bestraft. Du

haſt herbe Prüfungen ertragen und ich habe mit Dir gelitten . . . Wir beide ſind ſchuldlos . . . Es kommt ein Tag des Gerichts, zweifle nicht daran! Wer wie Du redlich als Gattin und Mutter gehandelt hat, darf getroſt der Güte des allmächtigen Vaters dort oben vertrauen."

„Ich muß meinen braven Mann täuſchen!" jammerte die arme Frau. „O, wie gern legte ich ihm ein offenes Bekenntniß ab, wie gern bäte ich ihn um Verzeihung . . . Der Gedanke, Du machſt den armen Blinden noch unglücklicher als er ſchon iſt, hält mich davon ab. Ich bin dem Dulder Alles auf dieſer Erde; erfährt er, daß ich ihn betrogen habe . . . O, mein Gott, ich kann den entſetzlichen Gedanken nicht faſſen!"

Sophie verhüllte ihr Geſicht und weinte.

„Mein Kind, Deine Liebe zu Ernſt läßt Dich nicht unbefangen urtheilen. Erwäge die Verhältniſſe, unter denen Du Dich mit Deinem Manne verheiratet haſt, ſo biſt Du vor Deinem Gewiſſen gerechtfertigt. Du haſt ihm nicht Deine Vergangenheit, Du haſt ihm Deine Zukunft gebracht. Während Deiner Ehe biſt Du eine muſterhafte Gattin geweſen; Du

haſt vollbracht, was tauſend anderen Frauen unmöglich.“

„Und doch fühle ich mich nicht ſchuldlos!“

„Wenn Du einen Fehl begangen, ſo haſt Du ihn auch ſchon geſühnt. Ernſt hat kein Recht, von Dir Rechenſchaft über die Zeit vor Deiner Verheiratung von Dir zu fordern . . . bedenke das!“

„Aber er wird trotzdem elend werden!“

„Still, Martha kommt!“

Die jüngſte der drei Grazien trat ein. Sophie trocknete raſch ihre Thränen und rang nach Faſſung.

„Mutter,“ ſagte das liebliche Mädchen, „die Gräfin von Auerſtein läßt nach dem beſtellten Hute fragen. Iſt er fertig?“

Sophie machte ſich an dem Pulte zu ſchaffen, um das Geſicht abzuwenden.

„Ich glaube!“ antwortete ſie ſo gleichgiltig als es ihr möglich war.

„Der Bediente hat Auftrag ihn mit ſich zu nehmen.“

„Sage, wir würden ihn ſchicken.“

„Mutter, was iſt Dir denn?“ fragte beſorgt die Tochter.

„Ich habe sehr starken Kopfschmerz.“

„Ach, liebe Mutter, werde nur nicht krank! Vater fürchtet stets, daß Du Deinen Kräften zu viel zumutheſt.“

„Verschweige dem Vater mein Leiden; es wird vorüber gehen. Er soll sich nicht ängstigen . . . sage dem Bedienten, was ich Dir aufgetragen habe. Der Kopfschmerz vergeht, ich habe ihn schon oft so gehabt.“

Martha entfernte sich, nachdem sie der Mutter die Hand geküßt hatte.

„Die Pein ist schrecklich,“ flüsterte die arme Sophie; „selbst meine Kinder muß ich täuschen, wenn sie mir ihre Theinahme bezeigen.“

Der Alte schüttelte sein greises Haupt.

„Füge Dich den Verhältnissen, Sophie, so schwer es Dir auch werden mag; suche Kraft in dem Bewußtsein Deiner Schuldlosigkeit. Ich unternehme jetzt einen Weg . . .“

„Wohin, Vater?“

„Zu dem Grafen von Auerstein.“

„Was willst Du bei ihm?“

„Mit ihm berathen, denn er ist der einzige

Mann, dem ich Vertrauen ſchenken darf. Die Gräfin iſt Deine Schweſter . . . ſieh', da haſt Du ein ähnliches Verhältniß . . . der Graf verſchweigt die Abkunft ſeiner Gemalin und wir halten uns fern, um den Verdacht der Leute nicht zu erregen. Ich wußte noch nicht, wo ich meine neuen Forſchungen beginnen ſollte . . . da kam Martha und ſprach von dem Diener des Grafen . . . Sophie, der Mund des jüngſten Deiner Kinder zeigte mir den Weg, den ich einſchlagen ſoll, und nun gehe ich hin. Nenne mich nicht abergläubiſch, ich bin feſt überzeugt, daß es eine Vorſehung gibt. Ja, der Graf iſt der Mann, mit dem ich berathen ſoll und er wird mir helfend die Hand reichen. Das hat Gott gethan!' Ich gehe, ich gehe zu meinem Schwiegerſohne. Auf Wiederſehen!"

Sophie hielt ihn nicht zurück; ſie fühlte, daß zu ihrer Beruhigung Schritte unternommen werden müßten, die über das Schickſal des Kindes Licht verbreiteten.

3.

Der gräfliche Schwiegersohn.

Ein Fiaker brachte den Greis nach dem Palaste des Grafen. Der Portier rief einen Diener, der den Alten in ein Vorgemach führte.

„Hier ist meine Karte; überreichen Sie sie dem gnädigen Herrn.“

Während der Abwesenheit des Dieners legte der emeritirte Pfarrer seinen Pelz ab. Nun zeigte er sich im schwarzen Anzuge und in weißer Halsbinde. Er sah recht stattlich und zugleich würdig aus, der Greis, der ruhig wartend in der Mitte des Vorgemachs stand. Es war lange her, daß er schon einmal hier gewartet hatte . . . Damals beseelten ihn andere Gefühle, heute war er der selbständige Mann, wenngleich ihn schwere Sorgen bedrückten. Wie hat-

ten ſich die Verhältniſſe geändert! Wie anders waren die Menſchen geworden!

Der Diener kam zurück, ließ die hohe Flügelthür offen und bat den Gaſt einzutreten.

In dem Salon befanden ſich der Graf und die Gräfin.

„Sie, Herr Paſtor?“ rief Julius.

„Ich bin es, Herr Graf!“

„Seien Sie mir, ſeien Sie meiner Gattin willkommen!“

Der Graf reichte ihm die Hand.

„Dieſer Empfang thut meinem alten Herzen wohl!“ ſagte bewegt der Greis.

„Wir haben uns lange nicht geſehen.“

„Es iſt wahr, Herr Graf. Geſchäfte führten mich nicht zu Ihnen . . .“

„Und was verſchafft mir heute die Freude, Sie zu empfangen?“

Antoinette ſaß regungslos auf einem Seſſel; ſie betrachtete aufmerkſam den Greis, der ſich zitternd zu dem Sopha führen ließ. Er hatte ſchon einen Blick auf die Gräfin geworfen und gefunden, daß ſie mit ſeiner verſtorbenen Gattin große Aehnlichkeit hatte.

„Was mich zu Ihnen führt, Herr Graf?“

„Doch nicht ein unangenehmer Grund?“

„Ja, gnädiger Herr! Nicht für Sie,“ fügte der Greis raſch hinzu. „Nur für mich und meine Tochter. Ich bitte nur um Ihren Rath, gnädiger Herr.“

„Den zu ertheilen ich verſpreche. Was iſt es?“

„Herr Graf . . .“

„Ah, legen Sie ſich keinen Zwang an.“

„Ich weiß nicht, ob die gnädige Frau . . .“

„Sie kennt die Verhältniſſe Ihrer Tochter und weiß die Diskretion zu ſchätzen, mit der Sie unſere Beziehung bisher behandelt haben.“

„O, glauben Sie mir, daß es mir oft Mühe gekoſtet hat, die Regungen in der Vaterbruſt zu unterdrücken, aber da ich von dem Glücke Antoinetten's überzeugt war . . . konnte ich mich ſchon fern halten, gnädiger Herr; konnte ich das Ihnen gegebene Verſprechen ſchon erfüllen.“

„Auch Antoinette kann Ihnen Rath ertheilen.“

„Nun, ſo will ich denn in Gottes Namen ſprechen! Sie werden gleich ſehen, daß ich in Sie ein grenzenloſes Vertrauen ſetze . . .“

Der Greis erzählte das Schickſal ſeiner Tochter

Sophie, die nun eine achtbare Frau und glückliche Mutter geworden ſei; er ſchilderte in ſcharfen Zügen das entſetzliche Benehmen des Edelmannes und bat um Rath zur Abhilfe.

Antoinette ſaß ſtarr vor Entſetzen.

Der Graf hatte ſich erhoben und ging erregt durch das Zimmer.

„Gibt es denn wirklich einen ſolchen Menſchen?“ fragte die Gräfin. „Kann in einer Menſchenbruſt ſo viel Nichtswürdigkeit wohnen?“

„Das iſt viel, das iſt zu viel!“ rief der Graf. „Franz von Hoym verdient . . . ich kann es nicht ausſprechen!“

„O, wie beklage ich Ihre Tochter!“

„Die arme Frau muß ſehr elend ſein.“

„Gram und Kummer verzehren ſie.“

„Herr Pfarrer, Sie wiſſen Nichts von jener Wedekind?“

„Nein, Herr Graf!“

„Das iſt ſchlimm.“

„Wir haben eine zu lange Zeit verſtreichen laſſen.“

„Und Hoym droht mit Denunziation?“

„Wenn wir ihm nicht zahlen, was er fordert. Er hat ſchon eine Summe in Empfang genommen.“

„Infam, infam!“

„Auch ſeine Tochter ſendet er, ein junges unerfahrenes Mädchen . . . es holt Putzſachen auf Rechnung . . . Herr Graf, was ſollen wir thun?“

Julius ſah ſeine Gattin an, als wollte er ſagen: Ich finde keinen Ausdruck für das Verfahren Hoyms. Antoinette ſeufzte.

„Meine Sophie,“ murmelte der Greis, „hat ſich eines Fehls ſchuldig gemacht; aber ſie hat auch dafür gebüßt. Was ſollen wir thun, Herr Graf?“

„Die Sache iſt ſchwierig.“

„Rathen Sie, helfen Sie.“

„Laſſen Sie mir Zeit zu überlegen.“

„Sie wollen ſich unſerer annehmen?“

„Gern, Herr Paſtor; aber bis zu der Zeit, daß ich für Sie handelnd einſchreiten kann, bringen Sie es mit dem Hoym nicht zum Bruche. Der Ehrenmann muß glauben, er ſei gefürchtet. Gewähren Sie ihm, was er fordert. Es ſoll nicht lange dauern. Wahr iſt's, der Menſch iſt ſehr gefährlich; aber wir werden ſchon mit ihm fertig werden.“

„Könnte ich nur jene Frau Wedekind ausfindig machen!“ jammerte der Greis. „Die Schweſter, die mir gewiſſe Papiere geſtohlen, iſt todt . . . vielleicht auch lebt das Weib nicht mehr, das das Kind mit ſich genommen . . .“

„Beruhigen Sie ſich; wir werden den nichtswürdigen Hoym in Schach zu halten wiſſen.“

Dem Greiſe rannen Thränen über die Wangen.

Antoinette erhob ſich, reichte ihm die Hand und ſagte mit bewegter Stimme:

„Bedürfen Sie unſerer Hilfe, ſo kommen Sie zu uns! Es gibt ein ſympathetiſches Band, das uns umſchlingt . . . äußere Verhältniſſe ſollen dieſes Band nicht zerreißen.“

Sie küßte ihm die zitternde Hand und verließ das Gemach.

Jetzt ſagte der Graf lebhaft:

„Jener Herr von Hoym iſt mein Feind, er iſt es nun doppelt, da er die Schweſter meiner Gattin angreift.“

„Herr Graf, Herr Graf, Sie erkennen unſere Verwandtſchaft an?“

„Ich habe ſie nie geleugnet und bin nach der

letzten Reiſe, die ich durch Frankreich gemacht, völlig überzeugt, daß meine angebetete Gattin Ihre Tochter iſt. Eine Betrügerin hat dieſe Ueberzeugung zu erſchüttern geſucht . . ."

„Ach, gnädiger Herr, nehmen Sie ſich der armen Sophie an! Ich weiß, daß Ihr Stand Rückſichten fordert, daß es nöthig iſt, den Schleier über der Vergangenheit ruhen zu laſſen . . . meine Hand ſoll ihn nicht freventlich lüften. Ich kenne das Glück meiner Tochter, das iſt mir genug!"

„Beſuchen Sie uns von Zeit zu Zeit; meiner Gattin iſt es Bedürfniß, Sie zu ſehen . . . Und ich bin Ihnen dankbar für die Diskretion, die Sie bisher bewahrt haben."

Der Graf ließ ſich noch einmal die Einzelnheiten der Uebergabe des Kindes erzählen und machte Notizen auf ein Blatt Papier. Ehe der Greis ſchied, kam Antoinette noch einmal . . . ſie behandelte ihn mit kindlicher Ehrfurcht, ließ ſich von den Verhältniſſen ihrer Schweſter erzählen und beklagte tief, daß es ihr nicht vergönnt ſei, den Umgang mit ihrer Familie zu pflegen, den ihr Herz wünſchte.

„Küſſen Sie mich, küſſen Sie mich doch!" bat

ſie unter Thränen. „Der Kuß des Vaters thut wohl, er ſtärkt das Herz und hebt das Gemüth . . . es iſt ein ſüßes Bewußtſein, einen Vater zu haben. Sie haben, um mein Glück zu fördern, ſich meiner entäußert . . . Das iſt ein großes, erhabenes Opfer! Hätten Sie es nicht gebracht, ich würde heute meinen Gatten nicht beſitzen, der wiederum ſein höchſtes Glück in meinem Beſitze findet.“

„O, wie freut mich dieſe Auffaſſung der Dinge!“ rief gerührt der Greis. „Das hat Gott gethan, der mich am Abende meines Lebens noch einmal glücklich machen will. Das hat Gott gethan, der den unſchuldig Leidenden nicht ganz untergehen läßt! Und ich habe viel gelitten! Muß auch wohl noch viel leiden! Ach, die arme, arme Sophie! Die Nachricht von Ihrem Wohlwollen wird ſie tröſten.“

„So bringen Sie ihr den Troſt!“

Zitternd küßte der Pfarrer die Stirn ſeiner Tochter, die ſich ehrfurchtsvoll vor dem Vater beugte und dann ihre Lippen auf ſeine Hand drückte. Der Graf begleitete den Gaſt bis auf die Hausflur. Als er zurückkehrte, ſchloß er ſeine Gattin in die Arme. „Antoinette,“ rief er, „ich freue mich Deines Glücks!

Nein, der Greis muß Dein Vater ſein . . . die tückiſche Herzogin hat ſich der Lüge bedient, um Rache an uns zu nehmen. Ich pflichte völlig Deiner Anſicht bei. Ach, die Reſignation Deines Vaters, iſt ihr auch nicht ganz die Eigennützigkeit abzuſprechen, hat uns unbeſchreiblich glücklich gemacht!"

Aloiſe, die reizende Tochter, trat ein; ſie kam von dem Beſuche zurück, den ſie ihrer Freundin Hermine, Baroneſſe von Hochſtedt, abgeſtattet hatte.

„Die vor dem Tode wunderbar Bewahrte!" dachte die Mutter, indem ſie die blühende Tochter umarmte und küßte.

Sie zitterte und weinte, als ſie des vergifteten Blumenſtraußes gedachte. Aloiſe errieth die Gedanken der Mutter: „Weine nicht, liebes Mütterchen," flüſterte ſie; „vergiß doch den traurigen Fall. Ich bin vorſichtig und hüte mich vor den Blumen, die ich nicht ſelbſt gepflückt habe."

Der Graf hatte nach der Uhr geſehen.

„Ich werde noch einen Beſuch abſtatten," ſagte er.

„Wem?" fragten Mutter und Tochter.

„Meinem Bruder Theodor. Du biſt erſtaunt, liebe Antoinette . . ."

„Wie kommſt Du dazu, Dich zuerſt zu nähern? Theodor weiß, daß ſeine Liaiſon mit der Hoym uns verhaßt iſt . . . Er ſelbſt trägt die Schuld an dem Bruche mit uns . . .“

„Laß mich jetzt; ich theile Dir ſpäter die Gründe mit, die mich leiten. Theodor bleibt doch immer mein Bruder; vielleicht kann ich ihn noch retten. Alles, was den Namen Hoym trägt, iſt mir verhaßt ... Ich werde bald zurückkehren. Du weißt ja, daß ich auch dem würdigen Paſtor nützen muß.“

„Durch Theodor?“

„Vielleicht durch ihn.“

Julius nahm zärtlich Abſchied und ging. Wir treffen ihn nach einer Viertelſtunde bei dem Major, der ſich zum Ausgehen anſchickte.

„Was iſt das?“ rief er erſtaunt. Julius, Du beſuchſt mich?“

Theodor reichte dem Bruder zwar die Hand; aber er ſah doch recht ernſt aus. Man errieth, daß er nicht frei von Groll war. Julius ließ ſich nicht abſchrecken.

„Ich werde mich kurz faſſen,“ ſagte er; „das, was unſern Zwiſt veranlaßt, führt mich heute zu Dir.“

„Willſt Du von Beata ſprechen?“

„Mit der Offenheit, die ich Dir als Bruder ſchuldig bin.“

Der Major entgegnete kalt:

„Jedes Wort iſt überflüſſig. Ich habe als Mann mein Verſprechen gegeben, und dies werde ich halten.“

„Theodor, die Sache iſt bis jetzt ein tiefes Geheimniß; nur ich kenne ſie.“

„Weil ich ſie Dir anvertraut habe.“

„Und dabei mag es bleiben.“

„Nein; ich werde bald meine Verlobung proklamiren können.“

„Franz von Hoym iſt in der Stadt.“

„Ich weiß es ſchon.“

„Theodor, und mit dieſem Menſchen willſt Du um eine Frau ſtreiten? Dieſen Roué willſt Du abfinden, daß er die Frau freigebe, die Du zu heiraten gedenkſt? Der Name „Hoym“ iſt gebrandmarkt ...“

Beata trägt nicht die Schuld daran.“

„Uebereile Dich nicht, Bruder! Es iſt noch Manches aufzuklären, das Dir ſpäter ernſte Reue bereiten wird. Ich mahne nicht ab aus Haß gegen Beata; ich rathe als ruhig denkender, vernünftiger Mann

und bitte Dich, auf Deine Familie Rückſicht zu nehmen."

Der Major hob den Kopf ſtolz empor; ſein großes Auge rollte vor Erregung.

„Hat die Familie auf mich Rückſicht genommen?" fragte er mit ſtarker Stimme. „Schweſter Klara hat mich vernachläſſigt und Bruder Julius . . ."

„Halt, wirf den Stein nicht auf mich! Als Du meine Hilfe in Anſpruch nahmſt, konnte ich über das Vermögen meiner Frau nicht verfügen . . . Du verlangteſt eine Summe, die zu beſchaffen unmöglich war. Statt meinen Verſicherungen zu glauben, trateſt Du auf die Seite der verblendeten Schweſter und geſelltеſt Dich ſomit meinen Feinden zu. Ich habe Dir längſt verziehen . . . Später warſt Du zu ſtolz meine Hilfe anzunehmen und zogſt Dich von mir zurück . . . Du beleidigteſt ſelbſt meine Frau..."

„Genug!" ſagte Theodor, indem er die Hand ausſtreckte.

„Bruder, bedenke was Du thuſt!"

„Ich verhehle nicht, daß ich Anfangs aus Eigennutz mich um Beata's Gunſt bewarb, da meine finanzielle Noth den höchſten Grad erreicht hatte, denn

die Gläubiger drohten mich zu erdrücken . . . jetzt, da ich ſie näher kennen gelernt, muß ich die arme Frau ſchätzen und lieben. Sie iſt würdig den Namen Auerſtein zu tragen und verdient, daß ſie die Gemalin eines Grafen werde. Ihre erſte Ehe, zu der ein halb wahnſinniger Vater ſie gezwungen, kann mich nicht kümmern . . . Beata paßt für mich, ich paſſe für Beata."

Julius ergriff die Hand des Bruders.

„Theodor," ſagte er bewegt, „Du nimmſt einen bedeutenden Grad in der Armee ein und wirſt bald höher avanciren. Denke an den Eklat, den Deine Verlobung hervorbringen muß. Beata ſteht nicht im beſten Rufe . . ."

„Weil man ſie verleumdet."

„Nein, nein!"

„O, ich weiß Alles. Gerade die ärgſten Schreier würden ſich geſchmeichelt fühlen, wenn Beata ihnen ihre Gunſt zuwendete. Gerade dieſe heirateten ſie auf der Stelle."

„Ich ſpreche nicht von den Schreiern, Bruder."

„Von wem ſprichſt Du?"

„Von der Möglichkeit, daß Du aus dem Heere

ſcheiden mußt. Ich habe Gelegenheit, die Stimmung zu ſondiren, ich höre, wie man in den beſten Kreiſen über Beata von Hoym urtheilt . . . Theodor, wird bekannt, daß wir uns verſöhnt haben, ſo biſt Du gerettet. Schließe Dich meiner Familie und den Kreiſen wieder an . . .“

„Unter welcher Bedingung?“ fragte raſch der Major.

„Daß Du Frau von Hoym aufgibſt und mir die Sorge für Dein Avancement überläßt. Thodor, Hoym iſt hier; daß man ihn abſchüttelt, unterliegt keinem Zweifel . . . aber welch' ein Gewerbe treibt der Mann! Schon der Gedanke, die Geſchiedene dieſes Gauners ſoll Deine Gattin werden, erfüllt mich mit Entſetzen und Grauen. Ich kann es nicht für möglich halten! Du, Theodor, biſt nicht mehr jung, biſt einer leidenſchaftlichen Liebe nicht mehr fähig... nur Vernunftgründe leiten Dich . . . höre auf mich. Verfolge Deine Militärlaufbahn . . .“

„Mit einer Schuldenlaſt, die ich kaum noch tragen kann!“

„Ich werde deine Schulden bezahlen!“

„Und ich habe mir vorgenommen als Privatmann zu leben.“

„Theodor.“

„Beata iſt ſehr reich.“

„Durch eine Erbſchaft, die mit Sünden erworben iſt.“

„Was kümmert's mich?“ rief bitter lachend der Major. „Die Erbſchaftsgeſchichte liegt mir fern...“

„Aber nicht der Frau, die Du zu heiraten gedenkſt. Beata's Ehre iſt dabei engagirt. Du mußt es wiſſen.“

Der Major ſah den Bruder erſtaunt an.

„Wer ſagt das?“ fragte er mit ſtarker Stimme.

„Ich, Dein älterer Bruder!“

„Kannſt Du dies verantworten?“

„Wie Dein General, von dem ich es geſtern erſt erfahren habe.“

„Der Mann wird mir Beweiſe ſchaffen müſſen.“

„Und wenn er ſie beigebracht hat?“

Jetzt ſtutzte der Major.

„Nein,“ rief er nach einer Pauſe, „ich glaube nicht daran. Der General iſt ein Verwandter des Freiherrn von Lilienſtein, deſſen Vermögen Beata ge-

erbt hat. Der Groll ſpricht aus ihm. Hätte der Freiherr Beata von Hoym nicht zur Univerſal-Erbin eingeſetzt, ſo würde der General als ein Seitenverwandter geerbt haben. Er iſt leer ausgegangen . . . daher ſein Groll. Ich glaube nicht daran!“

„Der General iſt ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe; er ſchmäht kein Wort, das er nicht verantworten kann. Auch hat er dieſe Aeußerung nicht gethan, um Beata zu ſchaden . . . er kennt Dein Verhältniß zu ihr nicht. Mir hat er es anvertraut . . .“

„Und weßhalb Dir?“

„Weil er den ſchwachen Freiherrn von Lilienſtein rechtfertigen wollte. Der General iſt zwar nicht reich, aber kann ſeinem Stande gemäß leben. Theodor, bedenke die Konſequenzen Deines Verfahrens . . . Du kannſt die Geſchiedene nicht heiraten, denn ihre Million wäſcht den Makel nicht ab, der auf ihrer Ehre haftet. Mag Beata ihren Franz behalten, wozu ſie ſich wohl noch entſchließen wird, wenn die Scheidung auf Schwierigkeiten ſtößt. Auch hat ſie eine Tochter, die von dem Vater bereits zu Geldſpekulationen verwendet wird. Theodor, Du findeſt

eine andere Frau die Deiner völlig würdig iſt. Bedenke die Situation, wenn Dir Franz von Hoym ſpäter entgegentritt, wenn Deine Stieftochter zu Dir kommt . . . Theodor Du mußt umkehren, darfſt Deine Liaiſon nicht bekannt werden laſſen. Ich biete Dir die Hand als Bruder . . . nimm ſie an und zerreiße die Schlinge, in die Dich ein ſchlaues Weib verſtrickt hat. Geld allein macht nicht glücklich . . .“

Der Major ging haſtig auf und ab. Seine hohe Stirne hatte ſich geröthet und ſeine Lippen zuckten.

„Julius,“ rief er nach einer Pauſe, „laß mir Zeit.“

„Glaubſt Du mir nicht? Willſt Du Erkundigungen zuvor einziehen?“

„Bedenke meine Lage . . . ich habe ein Darlehen von Beata erhalten . . . ſie hat es mir auf eine ſo delikate Weiſe vermittelt, daß ich nicht ablehnen konnte. Dazu kam meine Bedrängniß . . . laß mir Zeit. Ich werde thun, was in meiner Macht ſteht.“

„Zahle das Darlehen zurück; ich weiſe Dir die Summe an. Außerdem erhältſt Du von mir eine jährliche Subvention, die Dir erlaubt, ſtandesgemäß zu leben. Ich habe nun alle meine Kapitale aus Frankreich zurückgezogen und kann den Stand meines

Vermögens beurtheilen, was früher nicht möglich war. Aus dieſem Umſtande erkläre Dir meine Sparſamkeit. Ja, Theodor, ich hätte heute ein armer Mann ſein können, wenn ich nicht einen rechtlichen Sachwalter in Paris gehabt hätte. Ohne Einbuße iſt freilich die Angelegenheit nicht geordnet; aber ich bin noch immer reich genug, um Dir hilfreich die Hand bieten zu können. Und hier iſt ſie, Bruder . . . Schlage ein!"

„Laß mir Zeit!" rief der Major.

„Wie lange?"

„Acht bis zehn Tage."

„Und dann?"

„Dann komme ich zu Dir."

„Ich erwarte Dich, Theodor."

„Laß unſere Unterredung Geheimniß bleiben, ich habe triftige Gründe, dies zu fordern."

„Auf Wiederſehen, Bruder! Nach Ablauf der von Dir geſtellten Friſt hoffe ich Dich in Geſellſchaft des Generals bei mir zu empfangen. Das Patent des Oberſt ſoll nicht lange auf ſich warten laſſen . . . Theodor, Du kannſt raſch Karriere machen, wenn Du

Dich meiner Führung anvertrauen willſt. Auf Wiederſehen.“

Julius entfernte ſich.

Der Major ſtand am Fenſter und betrachtete nachdenkend das Dach des gegenüberliegenden Hauſes.

„Nein,“ murmelte er nach langer Pauſe, „jetzt will ich nicht zu ihr gehen; ich muß mich zuvor in eine andere Stimmung verſetzen, muß ruhig werden, um forſchen zu können. Die Freigebigkeit des Freiherrn von Lilienſtein, der trotz ſeiner fünfzig Jahre noch immer ein ſchöner Mann geweſen, iſt mir ſtets verdächtig vorgekommen . . . die Verwandtſchaft Beata's mit ihm iſt nicht erwieſen . . . O, wenn ſie mich betrogen hätte! Ich muß forſchen, muß klar ſehen!“

Theodor von Auerſtein vollendete ſeine Toilette und ging in das Hotel, wo er zu ſpeiſen pflegte. Julius kehrte zu ſeiner Familie zurück. Er berichtete Antoinetten das Reſultat ſeiner Unterredung mit dem Bruder.

„Erräthſt Du nicht,“ fragte der Mann, „daß ich einen doppelten Zweck erreiche? Kommt die Scheidung des Hoymſchen Ehepaares nicht zu Stande, ſo läßt

Theodor von der Frau und Hoym peinigt die arme Sophie nicht mehr, da er Gelderpreſſungen ferner nicht auszuüben braucht. Mir ſcheint, der Menſch iſt aus Noth Verbrecher. Und nun, Antoinette, bitte ich Dich um eine Gefälligkeit. Du biſt mit Frau von Stein befreundet."

„Leider!" ſeufzte die Gräfin. „Sie beſucht mich jetzt häufiger als je."

„Frau von Stein verkehrt mit Frau von Hoym."

„Aus dieſem Grunde möchte ich mich von ihr zurückziehen."

„Nein, Du wirſt ſie im Gegentheil freundlich empfangen, und durch ſie auf die Hoym einwirken, daß ſie die Scheidung aufgibt. Brich nicht mit ihr . . . wir werden dann immer wiſſen wie die Dinge ſtehen."

Antoinetten kam dieſer Auftrag nicht gelegen.

„Julius", ſagte ſie, „ich muß Dir eine Neuigkeit mittheilen."

„Und dieſe iſt?"

„Frau von Stein hat mir nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß ihr Sohn Edmund eine gute Partie für unſere Aloiſe wäre."

Der Graf lächelte.

„Macht Ihr Frauen denn ſchon wieder in Heirats-angelegenheiten?“

„Das Projekt iſt mir zuwider.“

„Aber Edmund iſt ein ſchöner junger Mann und erbt einſt ein koloſſales Vermögen.“

„Du kannſt nicht im Ernſte dieſen Umſtand anziehen, Julius.“

„Und doch!“

„Der junge von Stein kommt mir ein wenig leichtfertig vor; er ſcheint raſch zu leben und zu wiſſen, daß er reich iſt.“

„Er hat einen geiſtreichen Toaſt auf unſere Tochter ausgebracht.“

„Aloiſe iſt noch viel zu jung.“

„Darum, mein liebes Kind, wollen wir über dieſe Angelegenheit noch nicht ſprechen. Entſcheidung iſt ja vor der Hand auch nicht nöthig . . . habe das im Auge, was ich Dir geſagt, wir können vielleicht einen doppelten Zweck erreichen. Die Hauptſache iſt, daß Theodor ſeinen thörichten Plan aufgibt, und dazu iſt alle Hoffnung vorhanden.“

„Wird dadurch auch der guten Sophie genützt?“

„Wir werden ja ſehen.“

„Hoym iſt ein entſetzlicher Menſch!“

„Er paßt zu der Gattin, die ſeiner völlig würdig.“

Ein Diener brachte einen Brief.

Der Graf erbrach das Kouvert.

„Ah, von dem Staatsanwalte.“

„Was ſchreibt er?“

„Er ladet mich für morgen zu einer Unterredung ein.“

„Ohne Zweifel in der räthſelhaften Angelegenheit.“

„Natürlich. Ich werde die Summe verdoppeln, die ich auf die Entdeckung der Zigeunerin geſetzt.“

„Wer ſie wohl geweſen ſein mag?“ fragte Antoinette traurig. „Der Fall will mir nicht aus dem Sinne, ich fürchte ſtets für unſere Tochter. Ach, Julius, wir beleidigen keinen Menſchen und doch haben wir Feinde. Wir thun überall nach Kräften Gutes und doch vergilt man uns mit Böſem . . .“

„Wir haben Feinde, weil wir glücklich ſind!“

Aloiſens Eintritt unterbrach dieſes Geſpräch. Eine Viertelſtunde ſpäter ging die Familie zu Tiſche.

Am nächſten Morgen zur feſtgeſetzten Stunde fuhr der Graf zu dem Staatsanwalte. Der öffent-

liche Ankläger war noch ein junger Mann von dreißig und einigen Jahren; aber seine Züge verriethen hohe Intelligenz und unbeugsame Strenge. Er benahm sich artig, ohne unterwürfig zu erscheinen. Der Stand des Vorgeladenen übte auf ihn keinen Einfluß aus.

„Nehmen Sie Platz, Herr Graf!“ sagte er in kalter Ruhe.

Julius saß ihm gegenüber.

„Haben Sie ein Resultat erzielt? Meine Frau lebt in steter Besorgniß . . .“

„Bitte, hören Sie mich an und antworten Sie offen auf alle meine Fragen.“

„Gern, Herr Staatsanwalt.“

„Sie haben mir die Liste Ihrer zu dem Sylvesterballe geladenen Gäste vorgelegt.“

„Ja.“

„Ist auch keiner vergessen?

„Ich wüßte nicht . . . mein Sekretär hat sie getreu kopirt.“

„Von auswärts haben Sie Gäste nicht gehabt?“

„Nein.“

„Und ſind Ihnen Alle am Ballabende vorgeſtellt? Iſt Ihnen kein fremdes Geſicht aufgeſtoßen?“

„Nein, Herr Staatsanwalt.“

„Ich ſpreche nur von den Damen.“

„Die Züge der Zigeunerin waren durch eine Halbmaske bedeckt.“

„Erinnert ſich die Frau Gräfin auch heute noch nicht, daß eine Aehnlichkeit mit der Stimme der Zigeunerin exiſtirt?“

„Nein!“

Der Staatsanwalt ſah in ein Aktenſtück.

„Das räthſelhafte Geſchöpf hat folgende Worte zu der Gräfin geſprochen, als ſie Ihres künftigen Schwiegerſohns erwähnte: „er iſt der Sohn eines großen Herrn, der Bruder einer armen Frau und der Neffe eines Bettlers.“

„Ich glaube, daß die Worte getreu wiedergegeben ſind.“

„Sind Sie auch nur eine räthſelhafte Phraſe in dem Munde einer Zigeunerin, die ihre Rolle gut ſpielen will, ſo darf ich ſie doch nicht außer Acht laſſen, da ſie faſt den einzigen Anhaltspunkt bilden.

Ich muß indiskret in Ihre Familiengeheimniſſe eindringen . . .“

„Was wollen Sie wiſſen?“

„Bedenken Sie, daß es ſich um die Entdeckung eines Verbrechens handelt.“

„Sie ſpannen mich auf die Folter. Ich werde offen ſein.“

„Haben Sie bereits einen Schwiegerſohn in Ausſicht genommen?“

„Nein!“ antwortete der Graf. „Meine Tochter iſt noch zu jung . . .“

„Oder ſind Ihnen Vorſchläge und Anträge gemacht?“

Der Graf ſtutzte; er erinnerte ſich der Mittheilung Antoinettens, wonach Frau von Stein ein Heiratsprojekt ausgeſprochen hatte.

„Nun?“ fragte der Staatsanwalt.

„Ich weiß nicht, ob eine flüchtig hingeworfene Bemerkung zu beachten iſt . . .“

„Alles, Herr Graf, iſt zu beachten. Kleinigkeiten, die in Ihren Augen nicht der Rede werth, vielleicht lächerlich erſcheinen, ſind mir von ernſter Bedeutung.“

Der Graf theilte die Aeußerung der Frau von Stein mit.

„Und wie heißt der Sohn der Dame?“

„Edmund von Stein.“

„Seine Beſchäftigung?“

„Er ſoll in die diplomatiſche Karriere eintreten.“

„Iſt Frau von Stein mit der Frau Gräfin befreundet?“

„Es herrſcht kein anderes Verhältniß zwiſchen Beiden, als das zwiſchen Frauen vom Stande, die ſich von Zeit zu Zeit in großen Geſellſchaften ſehen und einander Höflichkeitsbeſuche machen.“

Der Staatsanwalt, der dieſe Angaben notirte, fragte nach einer Pauſe:

„Würden Sie eventuell auf den Vorſchlag der Frau von Stein eingehen?“

„Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht,“ antwortete lächelnd der Graf. „Die Dame hat nur oberflächlich die Bemerkung hingeworfen . . .“

„Gleichviel, Herr Graf! Würden Sie Frau von Stein Schwierigkeiten entgegenſtellen?“

„Ich wiederhole, daß ich noch nicht über die An-

gelegenheit nachgedacht habe. Meine Gattin iſt dagegen."

„Ah, das wäre etwas."

„Entſchieden dagegen, wie ſie mir geſtern noch erklärt hat."

„Kennt Frau von Stein die Abneigung der Frau Gräfin?"

„Ich glaube nicht, daß meine Frau ſich darüber geäußert hat."

Der Staatsanwalt ſchrieb wieder einige Zeit. Plötzlich ſah er auf: „Herr Graf, ich muß mir noch Auskunft über einen delikaten Punkt erbitten und verſichere zugleich, daß die Antwort, die Sie mir ertheilen werden, ewiges Geheimniß bleiben ſoll. Von der Nothwendigkeit, genau und ſcharf zu inquiriren, ſind Sie überzeugt; ich bitte deßhalb nicht mehr um Entſchuldigung."

„Fragen Sie, mein Herr!"

„Ahnen Sie, daß Fräulein Tochter eine geheime Liaiſon unterhält?"

„Nein, wahrlich nein! Aloiſe iſt noch ſo jung, iſt ein ſo gutes Kind, daß ſie vor den Eltern kein Geheimniß birgt. Uebrigens werde ich von dieſem

Augenblicke an ſcharf beobachten und Jeden mir merken, der ſich meiner Tochter nähern ſollte.“

„Darum bitte ich, Herr Graf!“

„Verlaſſen Sie ſich darauf.“

„Theilen Sie mir überhaupt jede Wahrnehmung mit, von der Sie vermuthen, daß ſie mit dem Verbrechen im Zuſammenhange ſtehe. Ich werde indeß die Recherchen fortſetzen; beobachten Sie im Hauſe.“

„Herr Staatsanwalt, verfahren Sie diskret mit Frau von Stein; mir liegt daran, ihre Aeußerung als unbeachtet gelten zu laſſen.“

„Sie haben mein Wort, Herr Graf!“

Julius verließ den Staatsanwalt.

4.

In der Spielhölle.

Der Thauwind ſtrich über das Land und verſcheuchte den Schnee, der raſch zerſchmolz. Gegen Abend eines ſtürmiſchen Tages begann es zu regnen. Franz von Hoym hatte das Hotel noch nicht verlaſſen, er lag auf dem Sopha, rauchte und trank Kaffee. Anna befand ſich bei Paulinen, deren Vater für einige Tage verreiſt war. Das Ziel ſeiner Reiſe hatte der Rentier nicht genannt; nachdem er von einer telegraphiſchen Depeſche geſprochen, die ihn in Familienangelegenheiten abrief, hatte er ſeine Tochter der Obhut des Freundes übergeben und war abgereiſt. „Er wird wiederkommen," hatte Franz gedacht, „da das Mädchen zurückgeblieben iſt. Der Patron kann mir nicht entgehen." Franz erhob ſich und

machte Toilette. Dann verſchloß er das Zimmer und brachte den Schlüſſel ſeiner Tochter.

„Willſt Du ausgehen, Vater?“ fragte Anna.

„Um einen Freund zu beſuchen.“

„Wann kommſt Du zurück?“

„Vielleicht ſpät, da der Freund mich ſtets aufzuhalten pflegt; gehe um die gewöhnliche Zeit zur Ruhe, mein liebes Kind; Du ſollſt meine Rückkehr nicht abwarten. Fräulein Pauline leiſtet Dir Geſellſchaft ...“

„Gewiß, Herr von Hoym!“ rief freundlich die junge Dame. „Wir ſind unzertrennliche Freundinnen geworden und können beinahe nicht ohne einander leben.“

Pauline küßte der Freundin als Zeichen der Zuneigung die Wange.

„Adieu, meine Damen!“ rief der Edelmann. „Laſſen Sie ein gutes Souper auf das Zimmer kommen und amüſiren Sie ſich. Das Theater werden Sie nicht beſuchen . . . es iſt zu ſchlechtes Wetter.“

Franz ging, ſtieg in einen Fiaker, bezeichnete dem Kutſcher eine Straße und ein Haus und fuhr ab. Der Wagen hielt in einem ſchmalen Gäßchen. Der Edelmann ſtieg aus, bezahlte den Kutſcher und betrat

das Haus, vor dem der Wagen hielt. Auf dem Korridor des erſten Stockes zog er die Glocke. Eine Magd öffnete.

„Wohnt Herr von Stein hier?“

„Ja, mein Herr.“

„Iſt er zu Hauſe?“

„Sie können ihn ſprechen. Bitte, treten Sie ein.“

Der nicht große, aber freundliche Vorſaal war ſchon beleuchtet.

„Dort iſt das Zimmer des jungen Herrn.“

Bei dieſen Worten deutete die Magd auf eine Thür. Franz klopfte und trat in ein dunkles Stübchen. In dem Ofen murmelte luſtig ein Feuer, deſſen Schein die auf dem Boden ausgebreitete Decke erhellte. Ließen ſich auch die einzelnen Gegenſtände nicht unterſcheiden, ſo errieth man doch, daß das Zimmer anſtändig und bequem ausgeſtattet war.

„Guten Abend!“ rief Franz.

„Wer iſt da?“ fragte der Bewohner.

„Ah, ich erkenne Ihre Stimme, mein Freund!“

„Herr von Wedekind!“

Franz fühlte, daß eine Hand die ſeinige ergriff.

„Sie ſind noch im Dunkeln, Herr von Stein?“

„Ich beobachte gern das seltsame Spiel des Feuers im Ofen . . .“

„Und dabei meditiren Sie Gedichte an die Geliebte? Oh, ich kenne das . . . Ein Verliebter hüllt sich gern in Dunkel ein und läßt der Phantasie die Zügel schießen. Die Verliebten sind in der Regel auch Dichter . . .“

„Bringen Sie gute Nachricht, Freund?“

„Vielleicht!“

„Haben Sie Rosa gesprochen?“

„Den Brief habe ich ihr übergeben.“

„Und die Antwort?“

„Wird ohne Zweifel morgen oder übermorgen erfolgen. Ich wünsche Ihnen Glück, mein Bester . . . Rosa erröthete bis über die Ohren, verbarg den Brief auf dem Busen, nachdem sie ihn gelesen, und dankte mir durch ein verschämtes Lächeln. Wäre die strenge Mutter nicht dazwischengetreten, ich würde die begonnene Empfehlung Ihrer Person fortgesetzt haben. Fassen Sie Muth, Freund . . . Sie sind der reizenden Rosa nicht gleichgiltig. Ich müßte mich sehr wenig auf die Frauen verstehen, wenn ich diese Zeichen der Liebe nicht erkennen sollte.“

Bayerische Staatsbibliothek München

„Erinnerte ſich Roſa meiner?“ fragte Edmund mit bebender Stimme.

„O, gewiß!“

„Nannte ſie meinen Namen?“

„Ihren Namen?“

„Ich habe ihr verſtohlen meine Karte in die Hand gedrückt.“

„Davon ſprach ſie.“

„Sagen Sie mir doch Alles, lieber Freund!“ bat der junge Mann. „Hat Roſa ſich über meine Perſon geäußert?“

„Die Mutter ſchnitt ihr das Wort vor dem Munde ab; das arme Kind konnte kaum den Brief verbergen.“

Als ich ging, flüſterte ich ihr verſtohlen zu: „Bereiten Sie die Antwort vor, ich hole ſie morgen oder übermorgen ab!“

„Und Roſa?“ fragte haſtig der verliebte Edmund.

„Nickte ſo ſchelmiſch mit dem Kopfe, daß ſich mit Sicherheit eine köſtliche Antwort erwarten läßt.“

Edmund hatte eine Kerze angezündet. Nun ließ ſich das Zimmer erkennen.

„Ah,“ rief Franz, „Sie wohnen komfortable!

Man ſollte kaum glauben, daß in dieſem Gäßchen ſo ſchöne Zimmer zu finden wären. Hier ſucht Niemand den Herrn von Stein, den Erben einer Million.“

Herr von Stein ſeufzte:

„Und doch bin ich nicht glücklich!“

„Ihre Schuld, Freund! Faſſen Sie das Leben nur von der rechten Seite auf und Sie werden ſo viel Genuß finden als Sie deſſen bedürfen, um glücklich zu ſein. Wir ſprechen ſpäter über dieſen Punkt; für jetzt muß ich Ihnen ſagen, daß Sie wohlgethan haben, mein Hotel nicht zu beziehen. Der verdächtige Menſch, der uns folgte, iſt ohne Zweifel ein Spion Ihrer Mutter; er hat bei dem Portier Erkundigungen über Sie und mich eingezogen. Der Befragte hat die Wahrheit geantwortet, daß Sie in dem Hotel nicht wohnen, daß er Sie überhaupt gar nicht kenne und daß Sie zum erſten Male dort geweſen.“

Beide Männer ſaßen auf dem weichen Sopha.

„So iſt es mir lieb,“ murmelte Edmund, „daß ich Ihrem Rathe gefolgt bin. Ich kehre nur dann zu meiner Mutter zurück, wenn Sie mir verſpricht, meiner Liebe zu Roſa nichts in den Weg zu legen.“

„Hat ſie eine Partie für Sie in Ausſicht genommen.“

„Ach ja!“ ſeufzte der Verliebte. „Die Mütter tragen ſich immer mit Heiratsprojekten, die den Kindern nicht gefallen.“

„Darf man wiſſen, wer die beſtimmte Braut iſt?“

„Geben Sie mir Ihr Wort, Freund, daß Sie ſchweigen wollen.“

Franz reichte ihm die Hand und ſagte:

„Wer Ihre Liebe zu der reizenden Roſa verſchweigt, kann auch Ihre Abneigung gegen die aufgedrungene Braut verſchweigen.“

„Ich ſoll die Gräfin von Auerſtein heiraten.“

„Ah, eine Gräfin!“

„Aloiſe iſt nicht übel; aber ſie erbleicht vor der Sonne Roſa . . .“

„Aloiſe von Auerſtein! Sie iſt die einzige Tochter des Grafen?“

„Und ſoll ſehr reich ſein. Ich bedarf des Reichthums nicht . . . Mein Herz will frei wählen, und es hat gewählt!“

„Bleiben Sie feſt, Sie erreichen das Ziel, lieber Freund. Aber geben Sie ſich nicht den Grillen hin,

die maſſenhaft in Ihrem Gehirne entſtehen. Leben Sie wie es ſich für einen Edelmann und Millionär geziemt . . . die Jugend vergeht raſch . . . Sehen Sie mich an; ich bin älter als Sie ſind . . .“

„Sie ſind Philoſoph!“

„Und doch beſitze ich das Feuer der Jugend noch.“

„Um das ich Sie beneide!“

„Was iſt denn das ganze Leben? Plunder, nichts als Plunder! Seifenblaſen, die im leiſeſten Lufthauche zerplatzen. Die Zeit, die Sie hier vergrübeln und verträumen, iſt verloren!“

„Ich muß immer an Roſa denken!“

„Denken Sie auch an andere Dinge; ſeien Sie fröhlich!“

Edmund lachte wie ein Sinnverwirrter.

„Das will ich!“ rief er. „Es iſt ein Glück für mich, daß Sie gekommen ſind!“

„Haben Sie keine Freunde?“

„Ich meide ſie, um den Nachforſchungen meiner Mutter zu entgehen, die mich in den gewohnten Kreiſen ſuchen laſſen wird.“

„Es gibt andere Kreiſe.“

„Wo? Wo? Führen Sie mich, ich bedarf der Zerſtreuung!“

Auch ich!“ rief Franz.

„Verbringen wir mit einander den Abend.“

„Wenn es ſein muß auch die Nacht! Das häßliche Wetter ſtimmt melancholiſch . . . ſuchen wir heitere Geſellſchaft, daß die Zeit nicht ungenützt entfliehe.“

Edmund ſprang auf.

„Zunächſt ſoupiren wir!“ rief er erregt. „Das Uebrige findet ſich.“

Er trat in das Nebengemach.

„Ah,“ dachte Franz lächelnd, „das iſt ein Charakter! In dieſer Minute jammert er, in der nächſten iſt er die Fröhlichkeit ſelbſt. Den Mann kann ich brauchen; er iſt ja Millionär!“

Edmund begann ſich umzukleiden. Er kam und ging, lachte, ſprach und pfiff ein Liedchen.

„Freund!“ rief Franz.

„Was beliebt?“

„Ich ſetze voraus, daß Ihre Kaſſe gut beſtellt iſt . . .“

„Noch iſt meine Börſe gefüllt.“

„Wenn nicht, ſo hätte ich mich erboten, Ihnen durch ein Darlehen auszuhelfen. Unter Freunden ſpielt das Geld keine Rolle.“

„Freilich! Freilich! So denke auch ich.“

Edmund war fertig.

„Wohin nun?“ fragte er.

Franz erhob ſich.

„Zu einem Reſtaurant!“

Der Plan ward ausgeführt. Als die beiden Freunde die Straße betraten, fiel der Regen in Strömen aus dem ſchwarzen Himmel hervor. Der Sturm trieb die Waſſermaſſen praſſelnd an die Häuſer. Es war kaum zum Fortkommen. Schon in der nächſten Straße fanden die Freunde eine Droſchke, in der ſie zu einem der erſten Delikateſſenhändler fuhren. Hier ſpeiſten ſie Auſtern und tranken Champagner dazu. Edmund war ſchon aufgeregt; er ſeufzte, wenn er von Roſa ſprach, und lachte, wenn er ſeiner Mutter gedachte.

Die Gläſer erklangen auf das Wohl der Schönen und auf das Glück in der Liebe. Man machte Pläne für die Zukunft, in den natürlich Edmunds Million eine große Rolle ſpielte. Der junge Mann wollte

durchaus keine Geſchäfte treiben; er wollte nur ſeiner Liebe leben und der göttlichen Roſa Zeit, Geld und Mühen zu Füßen legen.

„Wo haben Sie die Grazie kennen gelernt?“ fragte Franz.

„Durch Zufall.“

„Ah, durch dieſen trefflichen Vermittler, der Zufall ſoll leben.“

„Er lebe hoch!“

Die Männer ſtießen an und tranken.

„Sie wollten erzählen, lieber Freund!“

„Von der herrlichen Roſa, ganz recht. Es war im verfloſſenen Frühlinge als die Mutter mich veranlaßte, ſie aus der Kirche abzuholen. Der Wagen hielt vor der Thür, ich trat in den Dom. Noch war der Gottesdienſt nicht zu Ende; ich vertrieb mir die Zeit dadurch, daß ich die andächtigen Schönen beobachtete. Da entdeckte ich zwei höchſt elegant gekleidete Mädchen. Das eine hatte ein ſo zartes, wunderholdes Geſicht, ein ſo herrliches Haar, daß ich mich von meinem Erſtaunen kaum erholen konnte. Nie in meinem Leben hatte ich ſo feine regelmäßige Züge geſehen. Was in mir vorging, kann ich nicht beſchreiben;

ich hätte niederknieen und den Engel anbeten mögen. Hätte die Predigt, von der ich nicht ein Wort hörte, den ganzen Tag gedauert, ich würde nicht von der Stelle gewichen sein. Leider war sie bald zu Ende; die Schöne erhob sich und verließ ihren Platz. Nun konnte ich ihre schlanke Gestalt, ihren schwebenden Gang bewundern. Sie kam an mir vorüber; in der Nähe war sie noch schöner. Ich verlor fast die Fassung als sie mich anblickte. Ihr blaues Auge schien mir der Himmel zu sein mit allen seinen Seligkeiten. Wie eine Nadel dem Magnet, so folgte ich der Herrlichen, die mein Herz in Fesseln geschlagen, obgleich ich sie noch nicht gesprochen hatte. Wir erreichten die Vorhalle der Kirche und traten in das Freie. Hier stand eine alte Frau, die augenscheinlich auf Almosen wartete; sie stützte sich auf einen Stock und hielt ein Körbchen im Arme."

„Mutter Susanne!" rief die Schöne.

„Da bin ich wieder, Mademoiselle."

„Sie haben sich seit Wochen nicht mehr sehen lassen."

„Weil ich recht krank gewesen bin."

„O, wie bedaure ich Sie!“ ſagte die Schöne in einem Tone, der mir in die tiefſte Seele drang.

Die Alte hob mühſam das Haupt und ſagte ſchmerzlich lächelnd:

„Ich meinte ſchon, es wäre aus mit mir; aber der Doktor hat mich noch einmal hergeſtellt. Da bin ich denn zur Kirche gegangen, um meine liebe Wohlthäterin zu begrüßen. Ich habe mich recht nach Mademoiſelle Roſa geſehnt.“

„Das reizende Weſen hieß alſo Roſa. Der Name paßte vortrefflich zu dem blühenden Geſichte. Roſa ſuchte in der Taſche ihres ſeidenen Kleides.“

„Ach Gott,“ ſagte ſie traurig, „da habe ich meine Börſe auf dem Toilettentiſche liegen laſſen; ich erinnere mich, daß ich eilte zur Kirche zu kommen. Arme Suſanne, nun kann ich Ihnen in dieſem Augenblicke nicht helfen. Und wir ſehen uns erſt nächſten Sonntag wieder.“

„In dem bleichen durchgefurchten Geſichte der Alten zeigte ſich tiefe Niedergeſchlagenheit. Nun trat ich raſch hinzu.“

„Mein Fräulein, Sie ſtehen im Begriffe, ein

gutes Werk zu thun; ich bitte, bedienen Sie ſich meiner Börſe.“

„Sie ſah mich, zauberiſch lächelnd, an.“

„Unter einer Bedingung, mein Herr?“ ſagte ſie ſchüchtern.

„Ich gehe auf jede ein, wenn Sie nur meinen Dienſt nicht ablehnen, den ich Ihnen mit Freude leiſte.“

„Ach, ich möchte das Mütterchen nicht ohne Unterſtützung gehen laſſen, zumal da es lange krank geweſen iſt.“

„Verfügen Sie doch, verfügen Sie doch;“ rief ich ungeduldig, meine Börſe ihr darbietend.

Roſa überlegte einige Augenblicke; ſie wagte nicht meine Börſe zu ergreifen.

„Schenken Sie der Armen einen Thaler auf meine Rechnung!“ bat ſie mit ſanfter Stimme.

„Hier ſind zwei, drei!“

„Ich legte die Silberſtücke in die Hand der Alten, die Gottes Segen auf mich herabrief.“

„Aber nur unter der Bedingung,“ fügte Roſa hinzu, „daß ich meine Schuld zurückzahlen kann.“

„Wie Sie wollen, verehrtes Fräulein.“

„So bitte ich um Ihre Adreſſe.“

„Hier iſt ſie.“

Ich überreichte ihr meine Karte. Dann fragte ich: „Wer iſt meine verehrungswürdige Schuldnerin?“

Roſa zögerte mit der Antwort.

Da trat der Bediente zu mir und machte mich aufmerkſam, daß die Mutter am Portale der Kirche ſtehe. Als ich mich wandte, war Roſa in dem Strome der Leute verſchwunden, die aus der Kirche kamen. Andere Damen ſprachen mit der Bettlerin, die nun ebenfalls verſchwand. Ich mußte der Mutter den Arm bieten und ſie zu dem Wagen führen. Am nächſten Morgen erhielt ich durch die Stadtpoſt ein Kouvert, in dem drei Papierthaler lagen.

„Nichts weiter?“ fragte Franz.

„Ich fand keine Zeile von der Hand des Mädchens, das ich leidenſchaftlich liebte. Wohl ging ich jeden Sonntag in den Dom; Roſa war nicht zu entdecken.“

„Sie hätten ſich an die Alte wenden ſollen, die doch ohne Zweifel ihren Poſten einnahm.“

„Ich habe Nichts unverſucht gelaſſen! Die Alte kannte die junge Dame nur unter dem Namen Roſa;

ſo, erzählte ſie, hätte ſie von ihr genannt ſein wollen. Ich vermuthete, daß Roſa die Suſanne beſuchen würde, und ließ mir die Wohnung bezeichnen . . . zehnmal war ich bei ihr . . . Alles blieb vergebens. Die Alte ſelbſt wunderte ſich, daß Roſa ſie verlaſſen hatte, die weder zur Kirche noch in ihre Wohnung komme, während ſie ſonſt jeden Sonntag von ihr ein Almoſen empfangen habe. Suſanne hatte kein Intereſſe für mich, ich habe ſie nicht wieder beſucht. Während des Sommers machte ich eine große Vergnügungsreiſe; ich hoffte davon eine heilſame Zerſtreuung . . . leider kam ich in derſelben Gemüthsſtimmung zurück, in der ich abgereiſt war. Von Neuem ſtellte ich Forſchungen an; ſie blieben vergebens. Um mich von dem Gedanken an Roſa loszureißen gab ich mich oft den wildeſten Vergnügungen hin; ich konnte in der Geſandtſchaft nicht mehr arbeiten und kündigte meinem Chef, nachdem er mich einmal ſehr barſch angelaſſen hatte, den Dienſt. Nun entſtanden Konflikte zwiſchen meiner Mutter und mir; ich ward wie ein Knabe behandelt, der der Zuchtruthe noch nicht entwachſen iſt. Eines Abends blieb ich mit einigen meiner Genoſſen an einem Modewaaren-Magazine ſtehen: man

wollte mir drei Grazien zeigen, die an Schönheit alle Mädchen und Frauen der Reſidenz übertreffen . . . denken Sie, Freund, meine Ueberraſchung, als ich durch die Glasſcheiben meine reizende Roſa entdecke, die hinter dem Ladentiſche ſteht und freundlich die Käuferinnen bedient. Wie oft war ich durch die Straße gegangen, ohne das Fenſter eines Blickes zu würdigen. Nun wußte ich, wo ich die Geliebte zu ſuchen hatte. Schon am folgenden Tage betrat ich den Laden und machte einige Einkäufe. Die Mutter und die Schweſtern waren zugegen; ich konnte mit Roſa nur die auf den Handel bezüglichen Worte ſprechen. Daß ſie mich erkannte, ſchloß ich aus der Befangenheit, mit der ſie zu mir ſprach. Ich glaubte in ihren ſchönen Augen die Bitte zu leſen: „Verrathen Sie der ſtrengen Mutter und den Schweſtern nicht, daß wir uns kennen!“ O, für Roſa hätte ich Alles gethan! Um die Aufmerkſamkeit der Familie nicht zu erregen, kaufte ich nicht mehr, ſondern ſuchte nach einer Gelegenheit, die Geliebte allein zu ſprechen. Es fand ſich keine. Einmal ſah ich ſie in der Oper; der blinde Vater und ein alter Mann waren bei ihr. Ach, wie ſchön war Roſa in der Theatertoilette! Ich

konnte mich ihr nicht nähern und mußte mit vermehrter Pein im Herzen heimgehen. „Sie ist eine Putzmacherin," dachte ich, „gib sie auf; Du kannst sie doch nicht heiraten!" Aber kein Mittel schlug an, ich konnte Rosa nicht vergessen. Da lernte ich Sie kennen, Sie machten mir neue Hoffnungen . . ."

„Die in Erfüllung gehen werden," unterbrach ihn Franz.

„Weist mich Rosa ab, liebt sie schon einen Andern, so zerschmettere ich mir den Schädel!"

Nach diesen energisch gesprochenen Worten leerte Edmund hastig sein Glas.

„O, so weit ist es noch nicht!" rief Franz lachend. „Sie sind jung, interessant und reich . . . was will ein Mädchen mehr, das in Rosa's Verhältnissen lebt?"

„Sorgen Sie für mich, Freund!"

„Ich sorge auch für Rosa."

„Sie soll eine hochgeachtete Dame werden, soll in stolzen Karossen fahren und ein glänzendes Haus machen."

„Die mir befreundete Mutter hört schon auf meinen Rath; aber der blinde Vater ist schwer zugäng-

lich. Doch Geduld, auch ihn werde ich bearbeiten, daß er einwilligt. Die arme Rosa wird von allen Seiten bewacht; hüten Sie sich vor unüberlegten Schritten und thun Sie Nichts, ohne zuvor mit mir überlegt zu haben. Aber Ihre Mutter, Freund! Ihre Mutter!"

„Sie wird einwilligen, weil sie muß!"

„Gut, sprechen wir nicht mehr davon, zerstreuen wir uns!"

Edmund ließ die feinsten Havanna-Cigarren kommen. Die Freunde tranken, rauchten und plauderten. Sie hatten ein Plätzchen, das sie vor Lauschern sicherte. Franz sah, daß Gäste erschienen, die ihm unliebsam waren; er erkannte Männer, mit denen er früher Umgang gehabt.

„Brechen wir auf, Freund!" sagte er leise.

„Wohin?" flüsterte Edmund.

„Um geistige Zerstreuung zu suchen, deren wir Beide bedürfen. Der Mensch lebt nicht allein von Essen und Trinken, er will auch Nahrung haben für Herz und Geist."

Edmund übernahm die Berichtigung der Zeche.

Franz beobachtete den jungen Mann, der in seinem Taschenbuche eine beträchtliche Anzahl Banknoten hatte.

„Ah," dachte er, „der Abend kann gut werden! Herr von Stein kommt mir in jeder Beziehung entgegen."

Es war gegen neun Uhr, als die beiden Gäste die Restauration verließen. Die Heftigkeit des Unwetters hatte zugenommen, orkanartig tobte der Sturm durch die Straßen, schleuderte Dachziegel zur Erde nieder und riß die Schilder der Kaufleute von den Häusern. Dabei regnete es, als ob eine zweite Sündflut eintreten sollte. Das Passiren der Straßen war gefährlich. Man sah nur hie und dort Leute, die in Geschäften ausgehen mußten. Ein donnerähnliches Getöse zog durch die Luft; die Nacht war schwarz wie ein Grabtuch. Viele der Gaslaternen waren schon zertrümmert, sie brannten nicht mehr. Die vom Weine erhitzten Männer, trotzten dem gräßlichen Wetter bis sie eine Droschke fanden, die an der Ecke der Straße einen Passagier ablud. Franz sprach mit dem Kutscher. Dieser weigerte sich zu fahren, da sein Pferd durch den Sturm ermüdet sei. Die Bezahlung der vierfachen Taxe machte den Rosselenker gefügig.

„Sie haben mich doch verſtanden?“ fragte Franz.

„Weiß ſchon, Herr.“

„Und kennen das Etabliſſement?“

„O, ich habe oft Herren dorthin gefahren.“

„Vorwärts denn!“

Die Paſſagiere ſtiegen ein; der Wagen rollte weiter. Edmund ſaß wie betäubt in ſeiner Ecke, er ſprach kein Wort, während Franz ſich bemühte ihn zu unterhalten.

„Sind ſie krank, Freund?“

„Nein!“

„Warum ſind Sie ſo ſchweigſam?“

„Weil ich mich mit Roſa beſchäftige.“

„Gut, ich werde Sie in dieſer ſüßen Unterhaltung nicht ſtören. Nur den Rath ertheile ich Ihnen: geben Sie ſich nicht düſteren Träumereien hin, Roſa wird Ihre Frau, wenn Sie es ehrlich mit ihr meinen.“

„Wenn ich es ehrlich mit ihr meine?“ rief Edmund wild auflachend.

„Ich meine nur, wenn es Ihnen Ernſt iſt.“

„Meinen Kopf ſetze ich daran.“

„Dieſes heroiſchen Opfers bedarf es nicht; Roſa

wird Ihren ſchönen Kopf küſſen wollen und darum müſſen Sie ihn behalten. Muth, Freund, Muth! In den nächſten Tagen werden Sie eine Zuſammenkunft mit der Angebeteten Ihres Herzens haben. Ich, Ihr treueſter Freund, ſorge dafür.“

Nun ward Edmund heiter; er lachte und ſang ein Lied wie ein Berauſchter. Dieſe raſchen Uebergänge in der Stimmung des jungen Mannes gefielen Franz, der nun begriff, daß er leichtes Spiel in der Erreichung ſeines Zweckes haben würde. Edmund war ein ſchwacher und leichtſinniger Burſche, der in der Hand eines verſchmitzten Mannes ſich nach Belieben drehen und wenden ließ.

„Wohin fahren wir denn?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Wohin wir fahren?“

„Ja, Freund. Es dauert lange, ehe wir an's Ziel gelangen.“

„Laſſen Sie mich ſchweigen, denn ich bereite Ihnen eine Ueberraſchung vor.“

„Freund, doch wohl nicht zu Roſa?“

„Heute nicht; aber ich wiederhole es: in den

nächſten Tagen ſollen Sie die Geliebte küſſen. Und was wird mir zum Lohne?“

„Ein mit Banknoten gefülltes Portefeuille.“

„Oh, Ihre gnädige Mutter iſt geizig!“

„Ich nehme mir, was ſie mir nicht gibt. Das Vermögen ſtammt von meinem Vater, die Mutter hat ihm Nichts zugebracht. Wäre ich nicht, ſo müßte die gnädige Mama von einem elenden Witwengehalte leben.“

Franz war aufmerkſam geworden.

„Wie hängt das zuſammen?“ fragte er ſo ruhig, als ob ihm der angeregte Gegenſtand gleichgiltig wäre.

„Sehr einfach. Der Vater iſt plötzlich geſtorben, ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen. Nun erbt der Sohn . . .“

„Ganz recht.“

„Dieſer Sohn bin ich.“

„Wogegen ſich nicht ſtreiten läßt.“

„Die Mutter hat nur den Nießbrauch des Vermögens bis zu meiner Volljährigkeit.“

„Nach den Landesgeſetzen unumſtößlich wahr. Wann ſind Sie volljährig?“

„Am erſten April.“

„Wer iſt Ihr Vormund?“

„Der General von Hochſtedt.“

„Ah, eine militäriſche Perſon! Da hüten Sie ſich, Freund! Ein General läßt nicht mit ſich ſpaßen. Er wird Sie in die Soldatenjacke ſtecken, um Ihnen Disziplin beizubringen. Ich kenne das! O weh, die arme Roſa thut mir leid . . . Das bürgerliche Mädchen!“

„Die Mutter wird ſich hüten, mich anzuklagen! Sie hat allen Grund, mich bei guter Laune zu erhalten. Einmal hat mir der General eine Strafpredigt gehalten . . . es mag dabei ſein Bewenden haben. Von ihm kommt auch das Heirathsprojekt mit der jungen Gräfin Auerſtein . . . Ach, ich gehe meinen eigenen Weg! Sobald der erſte April angebrochen iſt, trete ich als ſelbſtſtändiger Mann auf. Bis dahin entziehe ich mich der unwürdigen Behandlung; ich bin kein Knabe mehr.“

Jetzt ließ Franz die Unterhaltung ins Stocken gerathen; er dachte über einen Plan nach, den er auf die ſoeben gehörten Mittheilungen baute. Die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe, Edmunds, die er nach und

nach kennen lernte ... er hütete sich wohl direkte Fragen auszusprechen . . . beschloß er auszubeuten. Zunächst lag ihm daran, sein Opfer völlig zu umstricken.

Nach einer Viertelstunde hielt der Wagen. Der Kutscher öffnete den Schlag.

„Armer Teufel," sagte der aussteigende Franz, „Sie sind ja bis auf die Haut durchnäßt."

„Kein Wunder bei diesem Wolkenbruche!"

„Hier ist noch ein Trinkgeld!"

„Danke, Herr! Viel Vergnügen."

Der Fiaker fuhr zurück.

„Nun reichen Sie mir den Arm, Freund!" sagte Franz. „Sie müssen sich ganz meiner Führung anvertrauen, wenn Sie in dem Labyrinthe, das sich uns öffnet, nicht fehl gehen wollen."

„Ihnen vertraue ich mich gerne an."

Die Straße, in der sich die beiden Männer befanden, ward von hohen, dunkeln Häusern gebildet. Hier und dort war ein Fenster matt beleuchtet. Vorübergehende sah man nicht. Franz trat in eine schmale Hausflur oder vielmehr in einen Gang, der sich in Biegungen fortwand. An der Treppe, die sich links zeigte, brannte eine trübe Laterne, deren

Schein die nächſte Umgebung erkennen ließ. Auf den Stufen der Treppe lag hoch der Schmutz, den die Kommenden und Gehenden zurückgelaſſen hatten. Die Wände waren feucht und ſahen wie angeräuchert aus. Der Fußboden war nicht gepflaſtert, er beſtand aus Lehm wie der Boden einer Tenne. An verſchiedenen Stellen zeigten ſich Waſſerpfützen. Edmund wollte die Treppe hinanſteigen.

„Nicht dorthin!“ murmelte Franz, der den Freund mit ſich fortzog.

Der Gang machte eine neue Biegung. Nach zehn bis zwölf Schritten ſtanden die Männer vor einer Thür, die durch ein Oellämpchen, das durch Draht an der Wand befeſtigt war, matt beleuchtet ward.

„Wohin kommen wir denn?“ fragte der verwunderte Edmund.

„Durch die Hölle in das Elyſium.“

„Hier iſt wahrlich die Hölle . . .“

„Man pflückt keine Roſe ohne Dornen.“

„Der Satz iſt richtig, Freund! Ach, Roſa!“

Franz ſuchte einen kleinen Knopf, der ſich in der Umfaſſung der Thür befand. Das Daſein dieſes

Gegenstandes konnte nur ein Eingeweihter wissen. Leise, ganz leise ließ sich eine Glocke vernehmen.

Zwei Minuten verflossen.

Da ward ein kleiner Schieber in der schwarzen Thür geöffnet. Ein Auge blitzte durch die ovale Oeffnung.

„Daniel!“ murmelte Franz.

„Richtig!“ murmelte eine Stimme zurück.

„Oeffnen! Oeffnen!“

Und zugleich klopfte Franz fünfmal leise an die Thür. Es war ein eigenes seltsames Klopfen. Nun fragte die Stimme:

„Allein?“

„Nein!“

„Wer kommt noch?“

„Ein Freund.“

„Bürgen Sie für ihn?“ fragte ganz leise die Stimme jenseits der Thür.

„Wie für mich selbst.“

„Geben Sie das Zeichen.“

Franz hatte eine Art Marke aus der Tasche gezogen, die er durch das ovale Loch steckte.

Nun war es eine Zeit lang still.

„Was geſchieht?“ fragte Edmund.

„Sie werden es gleich ſehen.“

„Wozu dieſes Examen?“

„Ah, es iſt ſehr nöthig. Man läßt nicht Jeden ein, der kommt.“

Jetzt öffnete ſich die Thür.

Die beiden Männer traten ein.

Kaum hatten ſie die Schwelle überſchritten, als die Thür ſich ſchloß, ohne daß eine Hand ſie berührte.

Die beiden Männer befanden ſich in einem kleinen Raume, der Nichts enthielt als eine an der Wand befeſtigte Lampe. Dieſer Raum glich einem mit rohen Brettern ausgeſchlagenen Käficht. Es befand ſich kein Fenſter, kein Stuhl, kein Tiſch darin. Auch der Mann, der durch das Loch in der Thür geſprochen hatte, war verſchwunden. Edmund ſah ſeinen Begleiter fragend an. Franz lächelte geheimnißvoll. Dann ſagte er leiſe: „Sie ſtehen unter meinem Schutze. Die Nothwendigkeit der Vorſichtsmaßregeln, die man anwendet, werden Sie bald begreifen. Unannehmlichkeiten, viel weniger noch Gefahr, haben Sie nicht zu befürchten.“

Das leiſe Zeichen einer Glocke ließ ſich vernehmen.

„Was bedeutet das?“ fragte Edmund.

Es bedeutet, daß wir ſogleich unſere Himmelfahrt antreten.“

„Sie ſpannen mich auf die Folter.“

„Nur Geduld, Sie werden bald den freien Gebrauch Ihrer Glieder wieder erlangen.“

Das ganze Gemach ſetzte ſich in Bewegung; unter dem leiſen Rauſchen von Rollen ſchwebte es ſanft empor. Nun erfolgte ein leichter Stoß, das Einhaken von Federn ließ ſich hören und die Fahrt war zu Ende. In demſelben Augenblicke ward von Außen die Thür geöffnet. Licht und Glanz drangen herein. Ein Diener in betreßter Livree ſtand ehrfurchtsvoll harrend an der Schwelle. Die Paſſagiere des ſeltſamen Gefährts betraten einen hell erleuchteten Korridor, auf dem ſich hohe Flügelthüren zeigten. Diener eilten vorüber, duftende Speiſen und Flaſchen tragend. Eine andere Welt that ſich hier auf. Wer hätte vermuthet, daß der ſchreckliche Eingang zu Räumen dieſer Art führte. Und noch hatte Edmund kaum eine Ahnung von dem, was er ſpäter erblicken ſollte.

Der Diener geleitete die Gäſte in das Garde-

robegemach. Hier legten ſie die Oberkleider ab und ließen ſich von einem eigens dazu angeſtellten Manne die Stiefel reinigen. Ein großer Spiegel gab ihnen Gelegenheit die Toilette zu muſtern.

„Ich bin nicht ballmäßig gekleidet", ſagte Edmund, als er ſeinen Begleiter im ſchwarzen Frack erblickte.

„Deſſen bedarf es nicht."

„Sie hätten mich aufmerkſam machen ſollen . . ."

„Es iſt gut, recht gut ſo."

„Werde ich bekannte Perſonen treffen?"

„Es iſt möglich. In Bezug darauf ertheile ich Ihnen einen guten Rath."

„Laſſen Sie ihn hören."

„Stellen Sie ſich als ob Sie nur fremde Leute träfen; benehmen Sie ſich ungenirt, aber erneuern Sie durchaus keine Bekanntſchaften. Fürchten Sie auch nicht, daß irgend Jemand Ihren Beſuch dieſes Ortes verräth . . . kein Menſch erfährt, daß Sie hier geweſen, da Jeder ſich hütet, davon zu ſprechen."

„Sie erregen meine Neugierde im hohen Grade."

„Nun folgen Sie mir. Ich habe Ihnen Zerſtreuung verſprochen und Sie werden ſehen, daß ich Wort halte."

Beide betraten ein elegantes Kabinet. In der Mitte desſelben ſtand ein hohes Pult auf dem eine Art Kontobuch lag. Daneben ſtand ein fein gekleideter junger Mann der freundlich den Ankommenden eine Feder bot.

„Tragen Sie Ihren Namen ein," ſagte Franz zu dem Freunde.

Edmund ſchrieb. Dann wollte er Franz die Feder überreichen.

„Ich bin ſchon regiſtrirt. Wenn Sie den zweiten Beſuch hier abſtatten, werden Sie nicht mehr zu zeichnen brauchen."

Der junge Mann öffnete zuvorkommend eine Thür.

Franz ſchritt voran in ein ziemlich großes, gut ausgeſtattetes Gemach. Hier gingen zwei ſchwarz gekleidete bejahrte Herren auf und ab. Franz reichte Beiden die Hand.

„Ich komme heute nicht allein," ſagte er vertraulich.

„Wer begleitet Sie?"

„Herr Edmund von Stein."

Die Herren verneigten ſich. Der ältere, faſt ſchon ein Greis, ſagte mit Beimiſchung eines fremden Ac-

centes: „Geben Sie Ihr Ehrenwort als Edelmann, daß Sie nie von der Exiſtenz unſeres Etabliſſements ſprechen wollen. Sie kennen es nicht, Sie haben es nie geſehen . . . was auch geſchehen möge, Sie werden ſchweigen.“

Edmund verpfändete ſein Ehrenwort und leiſtete den geforderten Handſchlag.

„Wir fürchten zwar nicht,“ fügte der Greis hinzu, „daß Sie Ihr Ehrenwort brechen; aber ich habe die Pflicht, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß der Verräther von unſerer Geſellſchaft empfindlich beſtraft wird. Der Freund, der Sie eingeführt, iſt zugleich für Sie verantwortlich. Nun unterzeichnen Sie dieſen Ehrenſchein, wonach Sie ſich ſchriftlich zu dem verpflichten, was Sie bereits durch Hand und Mund gelobt haben. So will es die eingeführte Ordnung, von der wir nicht abweichen dürfen.“

Edmund las den Schein; er enthielt genau das, was der Herr geſagt hatte.

„Wo bin ich denn eigentlich?“ fragte er leiſe den Freund. „Ich weiß noch nicht, was zu verſchweigen ich mich verpflichte . . . helfen Sie mir doch, Freund, helfen Sie!“

Er zitterte vor Neugierde, Bekanntſchaft mit der noblen Paſſion zu machen.

Franz ſpielte die Rolle eines echten Mephiſto.

In dem erſten Saale befand ſich kein Spieltiſch, wohl aber ein echtes Pariſer Büffet. Die feinſten Delikateſſen prangten auf dem glänzenden Tiſche; eine Menge Karaffen von Kryſtall bildeten den Hintergrund. Auf einem Seſſel zwiſchen den Flaſchen und dem Tiſche ſaß ein reizendes Mädchen, die Demoiſelle de Büffet. Es war Alles franzöſiſch, auch die Dame. Edmund war wie geblendet; Franz aber war erſtaunt . . . er glaubte in der Büffet-Dame Pauline zu erkennen, die Tochter des Rentiers Wedekind. Pauline war reizend gekleidet; ſie trug eine zimmetfarbene Seidenrobe mit weißen Spitzen. Auf dem unverhüllten Buſen prangte eine ſchwere Goldkette. Eine weiße und eine rothe Roſe ſchmückten das dunkel glänzende Haar. Der volle runde Arm, nur halb von feinen Spitzen bedeckt, ward von reichen Bracelets geſchmückt. Und wie glänzten die Augen der Schönen, wie glühten die Wangen! Jugendfriſche Lippen bildeten einen köſtlichen Mund, den ſtets ein ſanftes Lächeln umſchwebte. Bei dem Ein-

tritte der beiden Männer blieb ſie unbefangen; ſie ſchien ſie als gewöhnliche Gäſte zu betrachten.

„Freund!“ flüſterte Edmund.

„Was wollen Sie?“

„Nähern wir uns der Dame dort.“

„Gefällt ſie Ihnen?“

„Eine überaus pikante Schönheit.“

„Pikant wie alle Franzöſinnen, die nach Deutſchland kommen.“

„Ah, ſie iſt eine Franzöſin. Ich danke Ihnen, daß Sie mich hierhergeführt haben. Das Mädchen iſt wundervoll.“

„Nehmen Sie an jenem Tiſche Platz, ich werde Erfriſchungen beſtellen.“

Nachdem Franz ſeinen Begleiter zu einem der freien Tiſche geführt, trat er an das Büffet.

„Ah, Fräulein Pauline!“

„Wie?“ fragte die Dame.

„Ich irre doch nicht . . .“

„Wer ſoll ich ſein?“

„Pauline Wedekind . . .“

Sie lächelte muthwillig wie ein Kind.

„O, ich heiße Madelaine.“

„Die Aehnlichkeit wäre doch zu täuſchend!“

Die Dame ſprach ziemlich ſchlecht deutſch.

„Sie ſind nicht Pauline Wedekind?“

„Pardon, ich heiße Madelaine. Was ſteht dem Herrn zu Dienſten?“

„Zwei Taſſen Chokolade!“

Madelaine wandte ſich ab und rief durch ein Sprechrohr: „deux tasses!“

Franz konnte nicht glauben, daß Madelaine eine andere als Pauline ſei. Geſtalt, Geſichtszüge, Augen, Haar und Stimme ſprachen dafür. Das reizende Händchen verrieth, daß es nie viel gearbeitet hatte. Alle Bewegungen der Büffetdame waren graziös und gewandt. Faſt ſchien es, als ob ſie zu gut wäre für die Beſchäftigung, die man ihr übertragen hatte. Für Franz hatte ſie keine Aufmerkſamkeit; ſie empfing die Aufträge eines andern Herrn, der an das Büffet getreten war und eine freundſchaftliche Unterhaltung anzuknüpfen verſuchte. Nannte er ſie auch ſchöne und liebenswürdige Madelaine, ſie verlor ihre Ruhe nicht. Kalt lächelnd, ohne zu verletzen, fertigte ſie ihn ab. Dem Kenner entging es nicht, daß ſie eine gewiſſe Routine beſaß im Verkehre mit den Gäſten. Sie

hörte die übertriebenen Schmeicheleien ohne zu erröthen und antwortete auf die an sie gerichteten Fragen mit einer Art Herablassung, die nicht verletzte.

Als Franz zu seinem Begleiter kam, fragte dieser:

„Wie heißt das reizende Mädchen?"

„Madelaine."

„Und Sie kennen sie?"

„Oberflächlich."

„Diese Madelaine ist entzückend schön!" rief Edmund wie begeistert.

„Schöner als Rosa?"

„Das will ich nicht sagen; aber sie ist werth, daß man ihr einige Zeit den Hof macht, wäre es auch nur, um eine angenehme Erregung zu haben. Das Mädchen ist wirklich schön!"

Eine Aufwärterin brachte die Chokolade. Auch diese war ein junges Mädchen von besonderer Schönheit. Sie trug, wie Madelaine, ein Kleid von Seide. Lächelnd präsentirte sie den duftenden Trank. Auf die an sie gerichteten Fragen antwortete sie im gebrochenen Deutsch; sie war also Französin. Vertraulichkeiten, die Edmund sich erlauben wollte, wies sie

ernſt und entſchieden zurück. Das Geld, das ſie von den Gäſten empfing, lieferte ſie an Madelaine ab.

Aus dem angrenzenden Saale, der durch eine offene Bogenthür von dem Büffetzimmer getrennt war, trat haſtig ein Mann ein. Er ſah bleich aus und trocknete mit dem Tuche den Schweiß von der Stirn.

„Ein Glas Waſſer!“ rief er der Aufwärterin zu.

Dann ſank er auf einen der prachtvollen Seſſel und legte das müde Haupt in die gepolſterte Lehne zurück. Er trug Zivilkleider; aber nach dem Schnitte der Haare und dem ſorgfältig geſtutzten Schnurbarte mußte man ihn für eine Militärperſon halten. An dem Zeigefinger ſeiner ſchlaff herabhängenden Hand glänzte ein großer Siegelring. Die Aufwärterin brachte das Verlangte. Zitternd ergriff er das Glas und leerte es haſtig. Dann ließ er das Haupt wieder zurückſinken.

„Iſt der Herr krank?“ fragte Edmund leiſe.

„Es ſcheint ſo.“

„Und Niemand kümmert ſich um ihn.“

„Er wird ſich ſchon wieder erholen.“

„Gewiß hat ihn unglückliches Spiel niedergeſchmettert . . . er ſieht erſchreckend bleich aus!“

Jetzt traten zwei heitere Herren ein.

„Ah," rief der Eine, „dort iſt Auerſtein!"

„Theodor!" rief der Andere, ihn rüttelnd.

„Hier iſt meine Börſe, beginne das Spiel von Neuem. Verliere doch den Kopf nicht, wenn Dir Fortuna einmal ein grämliches Geſicht ſchneidet."

Theodor von Auerſtein richtete ſich empor.

„Wie viel kannſt Du mir leihen?" fragte er eifrig.

„Fünfzig Louisdor."

„Ich nehme ſie an, Freund! Gewinne ich, ſo zahle ich auf der Stelle; verliere ich . . ."

Der Graf konnte nicht weiter ſprechen; es ſchien als ob der Gedanke an den Verluſt ihm die Zunge lähmte.

„Dann zahlſt Du ſpäter!" rief lachend der Freund, ein eleganter junger Mann. „Gleiche den Verluſt aus, Du wirſt nicht immer Unglück haben."

Theodor von Auerſtein ſprang auf und ging mit den Freunden in den Spielſaal zurück.

„Nun kommen Sie," flüſterte Franz; „wir wollen ſehen, was der Herr Graf beginnt. Sie wiſſen nun, daß Sie in auserleſener Geſellſchaft ſich befinden . . ."

„Der Bruder des Grafen von Auerſtein iſt Major."

„Dieſer Rang hindert ihn nicht zu ſpielen.“

Beide traten in den angrenzenden Saal, der einfach, aber äußerſt geſchmackvoll eingerichtet war. Eine Geſellſchaft von achtzehn bis zwanzig Männern umſtand den grünen Tiſch. Man ſpielte Roulette. Es war noch Platz für die beiden Freunde, die zwanglos in den Kreis traten. Eine neue Ueberraſchung ſtand Franz bevor. In dem einen der beiden Kroupier's die den Dienſt hatten, erkannte er den Rentier Wedekind. Der Alte zog die von den Spielern verlorenen Gelder ein und zahlte die Gewinne aus. Daß er der Mann vom Metier war, ließ ſich auf den erſten Blick erkennen. Sein ſonſt freundliches Geſicht zeigte jetzt die Indifferenz die den Kroupiers eigen; er arbeitete wie eine Maſchine, die keine Empfindung hat.

Dieſelbe kalte Ruhe, die er beim Einziehen des Geldes zeigte, behielt er bei, wenn er große Summen auszahlte. Jede ſeiner Bewegungen war die eines Mannes, der zu arbeiten verſteht; er verzählte ſich nie, ſo raſch er die Goldſtücke auch hinwarf. Die monotone Stimme ſeines Kollegen, der das Glücksrad in Bewegung ſetzte, war ihm Führerin, nie warf er einen Blick auf die raſtlos arbeitende Maſchine

oder auf einen der Spielenden. Seine Toilette war gewählt; er glich einem Herrn, der zu einem Feſte erſcheint.

Franz hatte bereits zweimal das Etabliſſement beſucht; nie hatte er den angeblichen Rentier geſehen. Dieſer Umſtand wird ſich ſpäter erklären, ebenſo die Art und Weiſe, wie er Zutritt in die geheime Geſellſchaft erlangt.

Die Spielenden machten ohne Ausnahme hohe Einſätze.

Graf Theodor von Auerſtein gewann.

Auch Edmund warf eine Hundertthaler-Note auf roth.

„Rouge!“ rief der Kroupier.

Wedekind warf eine zweite Note neben die erſte.

Dies reizte den jungen Spieler.

Er ſetzte beide Noten auf ſchwarz.

„Noir!“ rief der Kroupier.

Und Edmund zog vier Noten ein.

„Gratulire!“ flüſterte ihm Franz zu. „Sie ſind ein Kind des Glücks!“

„O, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich hierher geführt haben! Man wird ein anderer Menſch!“

„Bleiben Sie es auch.“

Nun wagte Franz einige Sätze; das Glück war ihm feindlich gesinnt . . . er verlor stets. Wedekind strich ruhig das schöne Geld ein.

Edmund verlor ein Mal, um zwei oder drei Male zu gewinnen. Er hielt eine Menge Banknoten in der zitternden Hand. Nicht so glücklich war Graf Theodor von Auerstein; Fortuna wandte ihm plötzlich den Rücken. Er verlor, so oft er setzte.

„Das Letzte!" murmelte er dem Freunde zu, der neben ihm stand.

Franz hörte diese Worte, darum achtete er auf den Grafen, der eine Nummer mit Goldstücken besetzte. Das Rad drehte sich, die Kugel sprang . . .

„Verloren!" murmelte Theodor.

Er zog sich zurück, trat in das Büffet und forderte ein Glas Wasser, das die reizende Aufwärterin sogleich brachte.

„Spielen Sie fort!" flüsterte Franz seinem Begleiter zu.

„Und Sie, Freund?"

„Ich habe heute kein Glück, werde mich in dem Büffet unterhalten. Sie wissen, wo Sie mich finden!"

Edmund spielte weiter.

Franz trat in das Büffet. Er nahm wie ein müßiger Gaſt Platz in der Nähe des Grafen, der wieder auf dem Lehnſtuhle ſaß und den Kopf hängen ließ. Wie früher, ſo traten auch jetzt wieder die beiden Freunde zu ihm.

„Baron,“ murmelte er, „das iſt ein Unglücksabend!“

Der Baron lag nachläſſig auf einem Seſſel.

„Wieviel haſt Du verſpielt, Theodor?“

„Meine ganze Baarſchaft.“

„Und dieſe beſtand?“

„In zehntauſend Thalern.“

„Du wirſt ſie wiedergewinnen.“

„Ich habe nicht einen Dukaten mehr.“

„So ſpiele auf Kredit.“

„Geht das?“

„Hier iſt für Alles geſorgt.“

„Schaffe Geld, ſchaffe Geld!“ rief leidenſchaftlich der Graf. „Ich kann nicht mit leeren Taſchen heimgehen. Müßte ich es, ſo würde ich unterwegs...“

„Sinnloſer, denke nicht an ſolche Dinge. Hätte ich Kaſſe, ich ſtellte ſie Dir ſofort zur Verfügung.“

Der Graf leerte haſtig das Waſſerglas.

„Champagner!“ rief der Baron.

Die ſchöne Kellnerin brachte im Nu das Verlangte. Der Kork knallte empor und der Schaumwein perlte in den Gläſern.

„Auf Dein Glück!“ ſagte der Baron. „Wenn nicht Feuer in Deinen Adern glüht, wirſt Du den Muth nicht haben, das Glück herauszufordern.“

Theodor verſchlang den Wein.

„Schafft Geld, ſchafft Geld!“ rief er. „Ich ſprenge die Bank!“

„Du wirſt die Bank nicht ſprengen, aber den Verluſt zurückerlangen . . . man ſchenkt den Franzoſen eine ſolche Summe nicht. Spiele nach meinem Syſteme und Du wirſt gewinnen.“

„Geld! Geld!“ ſtammelte Theodor, deſſen Erregung mit jeder Minute wuchs.

„Unterzeichne einen Wechſel.“

„Gern. Wer kauft ihn mir ab?“

„Ich hole den Bankier, der Deine Papiere bereitwillig kauft. Das Geſchäft wird bald geordnet ſein. Deinen Arm, wir holen Geld, daß Du weiter ſpielen kannſt.“

„Warum ſpielſt Du heute nicht? Auch Du bedarfſt des Geldes . . .“

„Weil Du meine Kaſſe verſpielt haſt! Ich hole übrigens bald das Verſäumte nach.“

Der Baron zog den Grafen in ein Nebenzimmer, deſſen Thür er hinter ſich ſchloß. Die Zahl der Gäſte vermehrte ſich nicht; in dem Büffet ſaßen nur noch zwei junge Leute, die ihre Aufmerkſamkeit auf die reizende Kellnerin gerichtet hatten und mit dieſer ſich unterhielten, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu bot. Franz trat an das Büffet und flüſterte der Dame desſelben zu:

„Pauline, warum wollen Sie ſich mir gegenüber verſtellen?“

„Ich heiße Madelaine, mein Herr!“

„Herr Wedekind verſieht den Dienſt des Kroupiers . . .“

„Mag er!“ antwortete lächelnd die junge Dame.

„Sie wiſſen, daß ich der Freund Ihres Vaters bin . . .“

„Darum werden Sie ſchweigen und mich nur Madelaine nennen. Ich habe kein Recht eine Verſtändigung herbeizuführen.“

„Wie haben Sie meine Anna verlaſſen?“

„Sie ſchläft längſt!“ flüſterte Madelaine lächelnd

zurück. „Und nun vermeiden Sie jede Vertraulichkeit mit mir. Wir werden morgen mehr ſprechen.“

Jetzt traten zwei neue Gäſte ein. Es waren bejahrte Herren, die nicht zum erſten Male dieſen Ort betreten mochten, denn ſie ſahen überraſcht lächelnd die Büffet-Dame an.

„Ah,“ flüſterte der Eine, „der Herr und Meiſter ſorgt für Abwechslung! Da iſt die neue Dame aus Paris, die vielgerühmte Madelaine. Sie entſpricht den Erwartungen, die wir gehegt . . .“

Madelaine ſenkte die Blicke und beſchäftigte ſich mit einem der glänzenden Gläſer.

In dieſem Augenblicke trat Theodor von Auerſtein ein. Er trug ein Taſchenbuch in der Hand.

„Noch mehr Champagner!“ rief er.

„Eine neue Flaſche!“ befahl der Baron.

Die Spieler ſtießen an und tranken. Theodor muß ein exzentriſcher Mann ſein, denn er verſchlang den Champagner als ob er einen glühenden Durſt empfände. Sein Blut gerieth in Wallung, er ward heiter, faſt ausgelaſſen. Oft wollte er fort an den Spieltiſch; die Freunde hielten ihn zurück.

„Die Nacht iſt kaum angegangen,“ ſagte der

Baron. „Dir bleibt noch Zeit genug, den Bankier zu plündern.“

„Baron, gewinne ich, ſo bin ich ein glücklicher Mann; ich verheirate mich.“

„Das wäre ein Meiſterſtreich!“

„Der Welt zum Trotze, die mir nicht zutraut, daß ich mich in die Feſſeln des Eheſtandes ſchmieden laſſe.“

„Haſt Du ſchon eine Braut?“

„Die wird ſich finden.“

„Geſtehe es nur, Du trägſt eine zärtliche Neigung im Herzen . . . O, ich errathe es!“

„Nein, nein!“ rief der Graf.

„Ich habe meine Vermuthung, Theodor!“

„Später mehr; jetzt kommt in den Saal, daß ich meine zweitauſend Thaler verzehnfache.“

Die drei leerten die Gläſer und entfernten ſich.

Franz von Hoym, der an einem Seitentiſche ſaß, hatte ruhig zugehört. Er war erſtaunt über den Grafen Theodor von Auerſtein, der ein recht liebenswürdiger Roue geworden zu ſein ſchien. Das Beſtreben desſelben, von der Spielbank Geld zu holen, leitete

ihn zu dem Schluſſe: Theodor lebt mit ſeinem Bruder auf geſpanntem Fuße.

„Man muß ſich Alles merken," murmelte er vor ſich hin; „es iſt ja möglich, daß ich aus dieſem Verhältniſſe Vortheil ziehen kann."

Madelaine's Thätigkeit ward weiblich in Anſpruch genommen. Es kamen Spieler aus dem Saale, die ſich erfriſchen wollten. Alle wandten ſich an das reizende Mädchen, das mit Grazie und Anmuth bediente. Man wollte nur aus ihrer Hand das Verlangte empfangen. Sie benahm ſich mit bewunderungswürdigem Takte. Ohne zu verletzen hielt ſie die Zudringlichen in Schranken; ſie ſprach mit Dieſem deutſch, mit Jenem franzöſiſch und mit einem langen hagern Herrn, der ſich Eis hatte ſerviren laſſen, engliſch.

Madelaine war ein Muſter von Büffet-Dame. Der Tumult legte ſich endlich, die Gäſte kehrten zu dem Spieltiſche zurück. Franz blieb mit Madelaine allein.

Wiederum kamen zwei neue Gäſte.

Ein Mann in den mittleren Jahren, ſchwarz und rothwangig trat ein. Ein zart gewachſener junger Mann folgte ihm. Der letztere zeigte ein ſchüchter-

nes Weſen. Er mußte noch ſehr jung ſein, da ſein Geſicht völlig bartlos war. Ein Oberrock von ſchwerem Winterſtoffe hüllte ſeinen ganzen Körper ein. Das dunkle Haar war zu einem köſtlichen Toupet friſirt. Auch dieſer junge Mann, faſt noch ein Knabe, wollte ſein Glück verſuchen.

Der Führer desſelben mochte die Oertlichkeit kennen; er forderte Thee und ließ ſich mit ſeinem Begleiter an einem Tiſche nieder. Beide führten flüſternd ein eifriges Geſpräch während ſie tranken. Es ſchien, als ob der Aeltere den Jüngern zu ermuthigen ſuchte. Dieſer holte ein Taſchenbuch hervor und zählte die Banknoten, die es enthielt. Als er das Buch wieder verbarg, ſtieß er einen ſchweren Seufzer aus. Der Aeltere ſchien durch ein Lächeln ſagen zu wollen: „Man muß wagen, wenn man gewinnen will, und Du wirſt gewinnen.“

Auch die Beiden, die zuletzt gekommen, verſchwanden in dem Saale. Der junge Mann trat ſo ſchüchtern auf, daß man ſeinen Schritt kaum hörte; er näherte ſich mit Zittern und Zagen dem verhängnißvollen Tiſche, von dem er vielleicht das Glück ſeines Lebens erhoffte.

Franz überſchlug ſeine Kaſſe und fand, daß er noch eine kleine Summe wagen konnte. Die Ausſicht auf Gewinn reizte ihn, den alten Spieler, den Rad und Karte ſchon oft in die ärgſte Bedrängniß geſtürzt hatten.

„Ich werde ſpielen!“ flüſterte er Madelaine zu.

Sie flüſterte zurück:

„So wünſche ich Ihnen viel, recht viel Glück!“

„Bezeichnen Sie mir eine Farbe, Mademoiſelle.“

„Ich!“

„Schöne Damen ſind ſtets die Kinder des Glücks.“

„Nach dieſem Maßſtabe gemeſſen muß ich ſehr häßlich ſein; ich bin im Spiele ſtets unglücklich geweſen.“

„Und doch bitte ich Sie, nennen Sie mir eine Farbe, Mademoiſelle . . . Pauline!“

Sie neigte ſich über das glänzende Büffet und flüſterte:

„Vertrauen Sie Ihr Geld der ſchwarzen Farbe an . . . die roth ſchillernde iſt tückiſch.“

„Schwarz alſo?“

„Schwarz wird Ihr Vertrauen belohnen, wenn Sie gewinnen.“

„Ah, wie ſchlau!“ rief Franz. „Sie fügen einen Satz hinzu, der nicht trügen kann.“

„Bleiben Sie bei der angegebenen Farbe.“

Der Edelmann verſprach es und trat in den Saal. Das Spiel war ſehr lebhaft geworden. Banknoten und Goldſtücke flogen hin und her. Das ſchwere Silber ſchien man kaum zu berückſichtigen. Edmund von Stein, bleich vor Erregung, ſtand noch an ſeinem Platze; er hatte ununterbrochen Glück gehabt. Sein Taſchenbuch konnte die Banknoten nicht faſſen, die er gewonnen. Wedekind zahlte ſtets in derſelben Geldſorte aus, die der Spieler geſetzt hatte. In der Regel ſind Banknoten vom Spieltiſche verpönt; hier hatte man ſie aus beſonderer Rückſicht geſtattet. Papiere ſind leichter und unmerklicher zu transportiren. Franz wagte einen Satz auf Schwarz ... der ſchreckliche Kroupier zog das Geld ein. Er ſetzte zum zweiten und dritten Male ... nun hatte er die Summe verloren, über die er verfügen zu können glaubte. Mit neidiſchen Blicken betrachtete er Edmunds Glück, der ein Mal verlor, nachdem er drei oder vier Mal gewonnen. Und Edmund ſpielte ohne Syſtem, er warf ſein Geld nur hin; ihm war es gleich', auf

welche Farbe es fiel. Eine halbe Stunde verfloß, während welcher Franz müßiger Zuſchauer blieb. Graf Theodor von Auerſtein hatte Anfangs Glück gehabt, nun verlor er, ſo oft er die Hand ausſtreckte. Die Bank war im Vortheile wie ſelten; man ſah es an den großen Summen, die Wedekind, dieſer willenloſe Automat, einholte. Sein Kollege ließ die Kugel raſch ſpringen; war es doch, als ob Beide ſich beeilten, die Gunſt Fortunas zu benützen.

„Verdammt!“ hörte man Theodors Stimme murmeln.

Er trat von dem Tiſche zurück und ſchwankte zu dem nächſten Seſſel. Der Baron kümmerte ſich nicht mehr um ihn; er ſprach mit einem fein gekleideten älteren Herrn, der, obwohl er den ganzen Abend im Saale geweſen, noch nicht geſpielt hatte. Der arme Theodor ſaß wie niedergeſchmettert an ſeinem Platze. Er hatte nicht nur ſein eigenes, er hatte auch erborgtes Geld verloren. Nur mit Mühe konnte er den Ausbruch ſeiner Erregung unterdrücken.

Auch der junge Maun, der zuletzt gekommen, verließ den Kreis. Er trat raſch und entſchloſſen in das Büffetzimmer. Sein Begleiter ſpielte fort.

Theodor hatte sich erhoben, die Angst ließ ihm nicht Ruhe, er mußte sich bewegen, um Luft schöpfen zu können. Es lag ihm wie eine Zentnerlast auf der Brust. Der stattliche, starke Mann schien wie gelähmt zu sein. Und Niemand kümmerte sich um ihn; ruhig umstand der Kreis den Tisch, auf dem das gräßliche Rädchen rollte, das über das Wohl und Wehe verblendeter Menschen entschied.

„Le jeu est fait!“ hörte man die Stimme des Kroupiers murmeln.

Dann rollte das Rad und die Kugel sprang.

Da hörte man ein leises Wimmern.

Bei der Stille, die im Saale herrschte, ließen sich die Schmerzenslaute deutlich unterscheiden. Das Spiel ward unterbrochen. Man lauschte und fragte.

„Was ist geschehen?“

„Wem ist ein Unglück zugestoßen?“

Franz folgte dem alten Herrn, der eine Art Inspektion führte. Beide traten zugleich in das Büffetzimmer. Andere Gäste kamen nach. Ein schrecklicher Anblick bot sich ihnen . . . Der junge Mann, der traurig den Spieltisch verlassen hatte, lag vor dem Büffet am Boden; seinem Halse entquoll ein Blut-

ſtrom, der den Boden färbte. Das Haar, das ſich aufgelöſt, bedeckte wirr das Geſicht. Der Oberrock war aufgeriſſen; man ſah die weiße Wäſche, die das Blut größtentheils durchnäßt hatte. Neben ihm lag ein langes, ſehr blank geſchliffenes Meſſer, das der matten Hand entſunken war.

„Helfen Sie doch,“ rief die beſtürzte Madelaine, „helfen Sie doch!“

Das arme Mädchen zitterte am ganzen Körper.

Aber Niemand regte ſich.

Der Herr mit der weißen Halsbinde zog eine Glocke.

Ein Diener in Livree trat ein.

„Hole den Arzt!“

Der Diener verſchwand.

Man hatte alſo einen Arzt in Bereitſchaft. Es war in der Spielhölle für Alles vorgeſehen: Ohnmachten, Blutſtürze und Selbſtmorde.

Der ältere Herr, der den jungen Mann begleitet hatte, neigte ſich zu ihm, indem er ausrief:

„Sind Sie toll? Was haben Sie gethan? Stehen Sie auf und folgen Sie mir!“

Er hob den Kopf des Blutenden. Ein Gaſt

rückte einen Seſſel heran, auf den man den Verwundeten niederlegte. Jetzt ſah man am Boden eine große Blutlache. Viele der Anweſenden wandten ſich entſetzt ab.

Der Diener kam zurück mit einem Herrn, der, wie ſich erwies, der Arzt war, denn er beſchäftigte ſich ſofort mit dem jungen Manne.

„Man trage den Kranken fort!“ befahl er.

Zwei Aufwärter wollten den Seſſel ergreifen.

„Zurück!“ kreiſchte der Leidende.

Und zugleich ſprang er empor. In demſelben Augenblicke brach er wieder zuſammen; er lag wieder in ſeinem Blute.

„Wer iſt der Unglückliche?“ ward von allen Seiten gefragt.

„Er muß doch ſeinen Namen in das Buch getragen haben.“

Der Arzt ward heftig zurückgeſtoßen.

„Ich will nicht leben, ich will nicht leben!“ rief der Unglückliche mit einer Stimme, die ſeine Jugend verrieth.

Und zugleich riß er die Halswunde auf, daß das Blut doppelt hervorſtürzte.

Der Arzt mußte Gewalt anwenden. Er bat die zunächſt ſtehenden Gäſte um Hilfe; ſie traten entſetzt zurück. Niemand wollte den blutigen Körper berühren. Ein Diener brachte eine Schale mit Waſſer. Der Arzt that endlich ſeine Schuldigkeit; er wuſch die Wunde aus und ſtellte Unterſuchungen an.

„Eine Dame!“ murmelte er überraſcht.

Man hatte dieſe Worte, ſo leiſe ſie auch geſprochen wurden, doch gehört; ſie machten, wie leicht begreiflich, große Senſation. Der Baron, der Freund des Grafen von Auerſtein, flüſterte dieſem zu:

„Ein heroiſches Weib! Es wägt ſich als Mann an den Spieltiſch, verſpielt und zerſchneidet keck den Lebensfaden. Dieſe Heldin verdient ein beſſeres Ende.“

Jetzt lag ſie ruhig am Boden; der ſtarke Blutverluſt hatte ſie entkräftet. Vergebens machte ſie Anſtrengungen, die Bemühungen des Arztes zu vereiteln.“

„Le jeu est fait!“ rief der Kroupier im Saale. „Nous commerçons, messieuers!“

Dieſer Mahnruf bildete einen ſchneidenden Kontraſt zu dem Wimmern der Armen, die man zum zweiten Male auf den Seſſel gehoben hatte. Der

größte Theil der Spieler ging in den Saal zurück. Das Rad rollte, die Kugel tanzte, der Kroupier rief Farbe und Nummer an und Wedekind zahlte aus und zog ein. Das Geschäft ward fortgesetzt.

Der Baron, ein eleganter Mann von vier- bis fünfunddreißig Jahren, wollte den Grafen mit sich fortziehen. Theodor sträubte sich.

„Das Schicksal der Dame interessirt mich," murmelte er; „ich muß wissen, ob sie lebensgefährlich verwundet hat."

„Gourmand!" entgegnete der Baron.

„Unterlaß den Scherz, Freund!"

„Du willst wissen, ob sie schön ist!"

„Mir ist wahrlich nicht darnach zu Muthe . . ."

„Auch mich plagt die Neugierde . . . die Geschichte ist höchst romantisch!" meinte der Baron.

„Wie steht es, Herr Doktor?" fragte laut der Graf.

„Der Armen hat sich eine Ohnmacht bemächtigt," war die Antwort. „Ich wage nicht, sie fortschaffen zu lassen."

Der Besitzer des Etablissements, jener Herr mit der weißen Halsbinde, sagte ungeduldig:

„Ich muß das Büffetzimmer reinigen laſſen; der Anblick des Blutes iſt unerträglich . . . vollenden Sie den Verband in dem Bureau.“

Der Arzt widerſprach.

„Nur wenn der Verband vollendet iſt, kann ich den Transport geſtatten; die Wunde iſt groß und tief.“

„So beeilen Sie ſich!“ ſagte verdrießlich der Franzoſe, der ziemlich gut deutſch ſprach. „Daß die That auch vor dem Büffet geſchehen mußte.“

„Ich konnte es nicht verhindern!“ ſagte Madelaine. „Der Menſch ſchwankte herein, zog das Meſſer unter dem Rocke hervor und ſtach ſich gewaltſam in den Hals. Mir ſchwanden faſt die Sinne, als ich das hervorſtrömende Blut erblickte.“

„Es iſt ärgerlich, ſehr ärgerlich!“

„Vielleicht rette ich ſie!“ murmelte der Arzt.

Der vom Champagner angeregte Baron fragte näſelnd:

„Iſt die Dame jung und ſchön?“

Der Arzt wandte ſich verachtend ab.

„Gönnen wir ihr Ruhe,“ ſagte er, indem er den

Kopf ſanft auf die Lehne des Seſſels gleiten ließ. Sowie ſie erwacht mag ſie fortgetragen werden.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte Theodor.

„Nein,“ antwortete der Arzt. „Ihre Züge ſind regelmäßig und ſchön . . .“

Der Baron, der durchaus Witz in die Angelegenheit bringen wollte, rief übermüthig:

„Eine leidende Schönheit iſt doppelt reizend! Ich will die holde Selbſtmörderin ſehen! Vielleicht iſt ſie eine Flamme meines Freundes, dem die Ungewißheit über ihr Schickſal das Herz zuſammenſchnürt.“

Ehe es der Arzt verhindern konnte, nahm der Elegant eine der Kerzen von dem Büffet und beleuchtete frech das Geſicht der Ohnmächtigen. Seine Züge verzerrten ſich, ſein Arm, der die Kerze hielt, ſchwankte.

„Was iſt Ihnen, mein Herr?“ fragte der Arzt, der raſch die Kerze nahm, daß ſie nicht zu Boden fiel.

„Theodor! Theodor!“

„Wer iſt ſie?“ fragte beſtürzt der Graf.

Der Baron warf noch einen Blick auf die bleichen Züge.

„Meine Frau! Meine Frau!“ ſtammelte er.

„Um Gotteswillen!“

„Klementine!“

„Du irrſt, Max!“ rief der Major.

„Nein, nein!“

Der Graf ſtarrte die bleiche Frau an. Dann verhüllte er mit beiden Händen das Geſicht.

Der Baron war plötzlich nüchtern geworden.

„Nicht wahr,“ fragte er, „es iſt Klementine? Haſt Du ſie erkannt? Haſt Du ſie erkannt?“

Er warf ſich auf den nächſten Seſſel. Nachdem er einige Augenblicke die Verwundete angeſtarrt hatte, brach er in lautes Lachen aus, in ein Lachen, das dem Hörer Mark und Bein durchſchnitt.

„Champagner! Champagner!“ rief er. „Klementine hat geſpielt . . . nun liegt ſie dort . . . vielleicht ſchon eine Leiche! O, über die Bosheit des Zufalls!“

Er ſprang auf und ſtarrte den beſtürzten Grafen an.

„Menſch,“ rief er, „haſt Du eine Ahnung gehabt? Warum wollteſt Du wiſſen, wer die Dame ſei? Haſt Du Ihre Stimme erkannt?“

Der Graf wandte ſich ab; er trat an den Eingang des Spielſaals.

„Va banque!“ rief eine Stimme.

„Auch Klementine hat ihr Alles geſetzt!“ rief der Baron. „Sie hat va banque geſpielt!“

„Still, ſtill!“ flüſterte der Graf.

Der Baron von Herold ergriff die Hand des Freundes.

„Theodor,“ ziſchte er, „Du weißt mehr als ich weiß! Oeffne mir die Augen . . .“

„Ich weiß Nichts, gar Nichts!“

„Iſt Klementine todt, ſo trägſt Du die Schuld!“

„Du haſt ſie gemordet!“ ziſchte der Graf.

„Ich? Sinnloſer!“

Theodor flüſterte dem Baron einige Worte zu. Dieſer zuckte heftig zuſammen.

„Ah, ah,“ lallte er, „kann Klementine noch ſprechen? Sie wird mir Rede ſtehen . . . Ich weiß Nichts!“

„Deine Hand, Max!“

Der Baron trat zurück.

„Schmähe meine Ehre nicht!“ ſagte er in furchtbarer Kälte. „Ich trete die Freundſchaft mit Füßen,

ich vernichte das Weib . . . Herr Doktor, retten Sie ihr Leben!“

Er wollte die Hand des Arztes ergreifen; in furchtbarer Erregung ſtieß er ſie zurück.

„Hinweg,“ kreiſchte er, „Klementinens Blut klebt an dieſer Hand!“

„Faſſen Sie ſich, meine Herren!“ mahnte der Arzt. „Die Kranke regt ſich.“

Er trat zu Klementinen. Die Unglückliche machte vergebliche Anſtrengungen, den Verband abzureißen.

„Ich kann, ich will nicht leben!“ hauchte ſie mit matter Stimme. „O, laſſen Sie mich ſterben!“

Kraftlos ſanken Ihre Hände zurück.

Jetzt näherte ſich ihr der Baron.

„Klementine! Ich mache Dir nicht etwa Vorwürfe . . . Wie kommſt Du an dieſen Ort?“

Sie mußte den Gatten erkennen. Schrecken drückte ſich in ihren Zügen aus.

„Sterben, ſterben . . . o Gott, könnte ich ſterben!“

Das matte Auge ſchloß ſich. Alle Glieder der armen Frau ſanken ſchlaff zurück. Auf Befehl des Arztes ergriffen zwei Diener den Seſſel und trugen

ihn in das angrenzende Zimmer. Der Baron wollte folgen.

„Ich bitte, bleiben Sie!“ ſagte der Arzt.

„Warum?“

„Ich hätte die Erkennungsſcene überhaupt nicht dulden ſollen, da die Aufregung vermieden werden muß.“

„Doktor, iſt meine Frau todt?“

„Gönnen Sie mir Zeit und Ruhe, daß ich ſie pflege; ich werde Ihnen Nachricht bringen.“

Auch der Arzt verſchwand. Eine Magd erſchien, um den Boden zu reinigen. Der Graf und der Baron beobachteten ſtumm das traurige Geſchäft, vor dem der Magd graute. Sie wuſch das Blut eines Menſchen von den weißen Dielen! Dann ſtreute ſie Sand und entfernte ſich. Madelaine ſaß ſtumm auf ihrem Stuhle; ſie wartete vergebens, daß ein luſtiger Zecher kommen ſollte, um ſeinen Durſt zu ſtillen. Im Saale ward fortgeſpielt; das Rad rollte, die Kugel ſprang und die Goldſtücke klirrten. Jedes einzelne Geräuſch ließ ſich deutlich unterſcheiden. Franz von Hoym ſaß ſtill in einer Ecke; ihm lag daran, unbemerkt zu bleiben. Der Arzt trat wieder

ein und ſagte mit bewegter Stimme zu dem Baron: „Mein Herr, Sie ſind auf das Schlimmſte wohl gefaßt . . . ſoeben iſt die Dame verſchieden.“

Der Baron kreuzte die Arme und ſtarrte zu Boden.

„Kann ich's ändern?“ murmelte er. „Meine Schuld iſt es nicht . . . Die Frau hat heimlich der Leidenſchaft des Spiels gefröhnt.“

„Gute Nacht!“ rief haſtig der Graf, indem er aufſprang.

„Wohin, mein Freund?“

„Ich betrete nie, nie dieſen Ort wieder. Ueber die Wechſelangelegenheit ſprechen wir morgen!“

Bleich und zitternd verließ der Graf das Büffet.

Der Beſitzer des Etabliſſements trat zu dem Baron.

„Mein Herr,“ flüſterte er, „ich bitte Sie dringend, die Sicherheit meines Unternehmens nicht zu gefährden. Wird die unheilvolle That Ihrer Frau Gemalin bekannt, ſo ſteht mir eine ſtrenge Unterſuchung bevor.“

„Es iſt wahr, ich habe nicht daran gedacht! Mir war, als ob ich mich in meiner Wohnung befände...“

„Wir müſſen gemeinſchaftlich berathen, was zu thun iſt.“

Der Baron fuhr mit der Hand über die bleiche Stirn.

„Ja, was iſt zu thun?“ fragte er. „Ich bin rathlos, ich weiß nicht was ich beſchließen ſoll.“

„Nehmen Sie den Leichnam mit ſich nach Hauſe.“

„Oh, oh, das iſt eine gräßliche Aufgabe!“

„Frau Baronin muß in ihrer Wohnung geſtorben ſein; Sie ſind dies nicht nur dem Andenken der Verblichenen, Sie ſind es auch Ihrer eigenen Ehre ſchuldig.“

„Und der Sicherheit Ihrer Spielbank. Es wäre gräßlich, wenn der Selbſtmord bekannt würde! Man würde Sie zur Verantwortung ziehen, würde Ihnen ſofort das einträgliche Geſchäft ſchließen. Das Fortbeſtehen desſelben iſt ja die Hauptſache. Erwerben, mühelos erwerben iſt das große Loſungswort unſerer Zeit. Wer keine Aktien beſitzt, geht an die Spielbank . . . Das Geld meiner unglücklichen Frau iſt in Ihre Kaſſe gefloſſen . . .“

„Sie hätte auch gewinnen können, Herr Baron, und dann wäre ich im Nachtheile geweſen.“

„Aber ſie hat verloren . . .“

„Unglück, Unglück!“

„Und ich trage den größten Verluſt.“

„Herr Baron, ich ſtelle Ihnen meinen Wagen zur Verfügung.“

„Wie großmüthig!“

„Führen Sie Ihre Gattin heim!“

„Meine todte Gattin!“ rief ironiſch lachend der Baron.

„Sie ſind ein Mann, werden den Schlag mit Würde zu tragen wiſſen und der Welt das traurige Geheimniß bergen. Mein Arzt mag auch der Ihrige ſein . . . Sie verſtehen mich.“

Der Baron zog den Bankbeſitzer bei Seite.

„Mein Herr,“ flüſterte er, „ich muß ein Geſchäft machen.“

„Was für ein Geſchäft?“

„Sie zahlen mir zwanzigtauſend Thaler . . .“

„Wofür?“

„Dafür, daß ich Ihnen die Leiche abnehme.“

„Herr Baron, Herr Baron!“ murmelte beſtürzt der Bankier. Sie treiben einen herben Scherz!“

„Ich ſpreche im bitterſten Ernſte. Meine Frau

iſt ohne mich zu Ihnen gekommen . . . bezahlen Sie den Vortheil, der Ihnen aus meiner Gefälligkeit erwächſt. Ich habe nur Jammer und Umſtände davon. Helfen Sie mir das Unglück tragen . . . Sie ſind reich, ich bin arm. Was Sie mir heute zahlen, können Sie morgen mit leichter Mühe gewinnen, und Sie werden es gewinnen . . . Bah, der Gedanke iſt köſtlich! Es wird mir ſchwer fallen, die Koſten des Begräbniſſes aufzutreiben, da mein Vermögen bereits in Ihre Kaſſe verfloſſen iſt. Weigern Sie ſich, ſo gehe ich allein . . . das Urtheil der Welt über den Fall iſt mir gleichgiltig."

Der Bankier flüſterte verlegen:

„Herr Baron, die Koſten des Begräbniſſes werde ich tragen, ich allein."

„Das genügt mir nicht!"

„Sie können billiger Weiſe nicht mehr fordern, da auch Sie einen Theil des Gewinns tragen . . ."

Der Baron ergriff die Hand des Bankiers.

„Ich verſichere Ihnen, mein Herr, daß ich mich über das Urtheil der Welt hinwegſetze. Ich brauche zwanzigtauſend Thaler und dieſe werden Sie mir zahlen, oder . . . ich laſſe Ihnen die Leiche zurück."

Der Beſitzer des Etabliſſements ſtarrte den deutſchen Edelmann an.

„Es iſt nicht möglich,“ ſtammelte er; „Sie werden mit der Leiche der Frau Baronin nicht ſpekuliren.“

„Warum nicht? Jetzt, da ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht habe, iſt er mir nicht mehr ſo ſchrecklich. Meine Ehe war eine ſehr unglückliche . . . Klementine folgte ihren Neigungen, ich folgte den meinigen. Sie hat unglücklich geſpielt, hat ſich entleibt . . . trifft mich ein Vorwurf? Wollen Sie mein Schweigen nicht erkaufen, nun ſo verfahren Sie nach Belieben.“

„Herr Baron, Sie haben Ihr Ehrenwort verpfändet.“

„Für meine Perſon.“

„Die Exiſtenz des Etabliſſements . . .“

„Werde ich nicht gefährden; aber meine Frau werde ich aufſuchen laſſen, wenn ſie morgen Früh nicht zurückgekehrt iſt. O, ich kann ſchweigen, ich werde kein Wort von dem ſagen, was ich hier geſehen habe. Ich werde nicht einmal zu erkennen geben, daß ich hier geweſen bin. Dann halte ich mein Ehrenwort. Die Polizei wird ſchon ihre Anordnungen

treffen. Denken Sie an Ihre Rechtfertigung . . . ich habe Nichts mehr zu ſagen.“

Der alte Franzos ſah den Baron mit ſtechenden Blicken an.

„Warten Sie!“ murmelte er, als dieſer ſich zum Gehen anſchickte.

„Was beliebt?“ fragte vornehm der Baron.

„Wir werden uns verſtändigen.“

„Das wäre mir lieb.“

„Ich zahle Ihnen fünftauſend Thaler.“

„Bedauere, mein Herr, ich laſſe nicht mit mir handeln. Habe ich einmal mein Wort gegeben, ſo gilt es.“

„Achttauſend Thaler!“ wisperte der Bankier.

„Nicht einen Kreuzer billiger.“

„Sie ſind grauſam, Herr Baron!“

„Vergeſſen Sie nicht, daß ich eine ſchwere Verantwortung übernehme. Ich mache mich, um Ihnen gefällig zu ſein, einer Täuſchung ſchuldig, die das Geſetz hart beſtraft. Wer wagt, will auch gewinnen . . ich erinnere Sie an Ihre Deviſe . . .“

„Fünfzehntauſend!“

Der Baron zuckte mit den Achseln und ging. Der Franzos hielt ihn zurück.

„So nehmen Sie das Geld.“

„Wo?“

„In meinem Bureau. Ich zahle es aus dem Reservefond. Begleiten Sie mich!“

Die beiden Männer verschwanden.

„Verdammt, verdammt!“ rief eine Stimme.

Edmund von Stein stürzte in das Büffet.

„Was ist Ihnen, Freund?“ fragte Franz, der seinen Platz verließ.

„Ich habe Alles wieder verloren.“

„Nachdem Sie gewonnen hatten?“

„Ja!“

„Ich kondolire, Freund!“

„Hätte ich noch einmal Glück gehabt, ich würde die Bank gesprengt haben.

„Natürlich mit gewonnenem Gelde.“

„Verdammt, verdammt!“ wiederholte Edmund, indem er sich an die Stirn schlug. „Das Glück machte mich so kühn, daß ich „va banque“! rief. Man ist seiner nicht mächtig in solchen Augenblicken, das Geld reizt zu sehr . . . ich wollte Alles haben.“

„Und nun haben Sie Nichts!“

„Leider nicht einen Thaler mehr.“

„Gedulden Sie ſich; die Bank iſt jede Nacht geöffnet, Sie können alſo in jeder Nacht gewinnen. Was heute mißlang, wird morgen oder übermorgen gelingen. Erfriſchen wir uns durch eine Flaſche Champagner . . .“

„Ich kann ſie nicht bezahlen!“ ſagte Edmund mit trauriger Miene.

„So leihe ich Ihnen meinen letzten Friedrichsd'or.“

„Das nenne ich Freundſchaft!“

„O, ich bin immer aufrichtig und wahr! Könnte ich es, ich würde mehr thun.“

Franz legte das Goldſtück auf den Tiſch.

„Nun beſtellen Sie bei der reizenden Madelaine!“ fügte er flüſternd hinzu. „Ich habe mit Genugthuung bemerkt, daß Sie eine Eroberung gemacht . . das Mädchen iſt ein wahrer Engel!“

Edmund trat an das Büffet. Madelaine nahm den Auftrag an, aber ſie wies die Zärtlichkeiten, die der junge Mann ihr erzeigen wollte, entſchieden zurück.

„Sie werden mit uns trinken, Mademoiſelle!“

flüſterte er. „Wahrlich, Sie ſind zum Entzücken ſchön!“

„Bitte, mein Herr, ſtören Sie mich in meiner Beſchäftigung nicht. Ich habe weder Luſt noch Zeit, Sie anzuhören.“

Es traten mehr der Gäſte ein, die Erfriſchungen verlangten. Man ſah bleiche und geröthete Geſichter, ruhig lächelnde Greiſe und finſter blickende Männer. Die ganze Geſchichte der Spielbank drückte ſich in den Zügen der Anweſenden aus. Franz glaubte manchem alten Bekannten zu begegnen; aber er entdeckte ſich nicht; ruhig trank er mit ſeinem Freunde den Champagner, den die ſchmucke Aufwärterin kredenzte. Madelaine blieb vornehm hinter dem Büffettiſche, ſie leitete mit Anſtand das Geſchäft und nahm die Zahlungen in Empfang. Edmund ließ eine zweite Flaſche kommen, weil das Goldſtück gerade ausreichte.

„Nun iſt's genug!“ ſagte Franz, als dieſe geleert war. „Jetzt brechen wir auf.“

„Wie ſpät iſt es?“

„Drei Uhr Morgens.“

Edmund wollte zärtlich Abſchied von der Büffet-

Dame nehmen; dieſe wandte ihm verachtend den Rücken zu.

„Wie ſpröde, Mademoiſelle!“

„Es iſt traurig, daß ich Sie erinnern muß, den Anſtand nicht zu verletzen. Sie zwingen mich, Beiſtand zu rufen.“

Franz zog den Freund, der einen tüchtigen Rauſch hatte, mit ſich fort. In der Garderobe nahmen ſie Hüte und Oberkleider. Dann erſchien ein Diener, der ſie in das bretterne Stübchen führte, in dem jetzt einige Stühle ſtanden.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren!“

Nach dieſen Worten ſchloß der Diener die Thür. Kaum war das leiſe Glockenzeichen verklungen, als die Maſchine ſich in Bewegung ſetzte. Die Gäſte fuhren langſam und bequem in die Tiefe hinab. Dieſe Vorrichtung findet man in den großen franzöſiſchen Hotels, um den Gäſten das Erſteigen der Treppen zu erſparen; hier hatte man ſie auch zu dem Zwecke angebracht, daß die Anlegung von Treppen überhaupt vermieden werden ſollte. Nur ſichere Perſonen wurden expedirt. Uneingeweihte hielten das leichte Kabi-

net für nicht praktikabel. Unten angelangt, ward die Thür von unsichtbarer Hand geöffnet und wieder geschlossen, nachdem die Passagiere den Gang betreten hatten. Die äußere Thür öffnete und schloß ein Mann, der eine große Laterne trug.

Die beiden Spieler gingen Arm in Arm durch die finstern, todtstillen Straßen. Der Wind hatte sich gelegt, ein feiner durchdringender Regen fiel aus dem schwarzen Himmel herab. Edmund schwankte, Franz mußte ihn kräftig stützen. Trotzdem setzten Beide den Weg ziemlich rasch fort. Nach einer Viertelstunde wußte der Führer nicht mehr, wo er sich befand; er kannte in der finstern Nacht die Straßen nicht. Ein Wächter war nirgends zu erblicken, den man hätte fragen können. Franz spähte nach allen Seiten. Da glaubte er vor einem der Häuser einen Wagen zu entdecken; es konnte ja ein Fiaker sein, der sich noch miethen ließ. Und richtig, es war ein Wagen, denn man hörte das Strampfen des Pferdes. Franz beeilte sich, das Ziel zu erreichen. Ein seltsames Schauspiel bot sich ihm. An dem geöffneten Schlage standen zwei Männer, die sich bemühten, einen schweren Gegenstand herauszuheben.

„Jetzt!“ murmelte eine Stimme in dem Wagen, „halten Sie feſt!“

Franz erkannte die Stimme des Barons von Herold.

„Laſſen Sie nach!“ ſagte einer der beiden Männer, die einen menſchlichen Körper aus dem Wagen zogen.

Nun erſchien der Baron, in ſeinen Pelz gehüllt. Er erſchloß die Thür des Hauſes.

„Ich wohne zu ebener Erde!“ flüſterte er.

Der Zug verſchwand in dem Hauſe. Man hörte Thüren öffnen und ſchließen. Gleich darauf erhellten ſich zwei Fenſter. Franz, eine ziemlich lange Geſtalt, hob ſich auf den Fußſpitzen und lauſchte durch die Glasſcheiben. Da lag die Baronin, die ſich in der Spielhölle entleibt, auf dem Sopha, der eine der beiden Männer war der Arzt, der andere der Kutſcher. Letzterer kam zurück, ſchwang ſich auf den Bock und fuhr davon.

„Was ſehen Sie, Freund?“ fragte der berauſchte Edmund, der ſich an die Mauer des Hauſes lehnte. „Wohnt hier eine ſchöne Frau? Ich möchte ſie auch wohl ſehen . . .“

„Still, still!“

„Heben Sie mich empor! O, ich ſehe ſchöne Frauen gern!“

„Wenn Sie durch Schwatzen mich verrathen, muß ich meinen Poſten aufgeben und Ihnen entgeht ein entzückendes Schauſpiel. Darum verhalten Sie ſich ruhig . . . Setzen Sie ſich auf die Brüſtung des Kellerfenſters.“

Dieſe Mahnung war überflüſſig. Edmund war ſchon zuſammengeſunken, er ſaß wie ein Knabe auf dem Trottoir. Die Wirkung des genoſſenen Champagners ward immer ſtärker.

Franz ſetzte nun ſeine Beobachtungen fort.

Bei der völligen Stille konnte er jedes Wort verſtehen, das in dem Zimmer geſprochen ward.

Weder der Baron noch der Arzt dachte daran, das Rouleau herabzulaſſen.

„Was beginnen wir nun, Herr Doktor?“ fragte der Witwer.

„Haben Sie eine Kammerfrau?“

„Nein.“

„So müſſen Sie ſelbſt der Verſtorbenen die Frauenkleider anlegen.“

„Ich?“

„Sie wissen, daß die Frau Baronin eine Halswunde hat.“

„Freilich, freilich!“

„Und ich muß ein Attest ausstellen, wonach die Dame am Schlagfluß plötzlich verschieden ist. Auf Grund dieses Attestes gestattet man die Beerdigung.“

Der Baron schien sich dem schrecklichen Geschäfte nicht unterziehen zu wollen; er ging unschlüssig auf und ab.

„Mein Herr,“ sagte er nach einer Pause, „helfen Sie mir. Die blutbefleckten Kleider sind mir schrecklich. Ich werde mich dankbar zeigen.“

Der Arzt sagte zu. Die Aussicht auf Gewinn machte ihn gefügig. Mit der Geschicklichkeit des Mannes, der die Körper zu behandeln versteht, führte er die gräßliche Toilette aus. Man legte der Todten das Nachtgewand an, das der Baron herbeigeholt hatte.

„Soll der Leichnam in diesem Zimmer bleiben?“

„Nein.“

„Wo wollen Sie ihn aufbewahren?“

„In jener Kammer.“

„Gut.“

„Tragen wir ihn auf das Bett.“

Beide Männer erfaßten die todte Frau und trugen sie durch eine offene Glasthür. Die Wohnung des Edelmanns war sehr bescheiden, bescheiden wie sein Einkommen.

„Nun hören Sie meinen Rath,“ sagte der Arzt bei der Rückkehr in das Zimmer. „Eine Leichenwäscherin nehmen Sie nicht, sie würde sonst die Halswunde entdecken. Wir Beide legen die Leiche in den Sarg, den Sie mit Tagesanbruch werden holen lassen. Ich finde mich schon zur rechten Zeit ein. Uebermorgen mag das Begräbniß stattfinden. Nun geben Sie mir Papier, Dinte und Feder, daß ich den Todtenschein schreiben kann.“

Der Baron öffnete einen Sekretär.

„Hier finden Sie Alles, mein Herr!“

Die einzige Kerze, die in dem Zimmer brannte, ward auf den Sekretär gesetzt. Während der Arzt schrieb, zündete der Witwer eine Zigarre an und ging rauchend durch das Zimmer.

„Ich bin fertig, Herr Baron.“

„Gut.“

„Hören Sie.“

Der Arzt las: „Frau Baronin Klementine von Herold iſt dieſen Morgen um zwei Uhr an einem Herzſchlage plötzlich verſchieden. Ich habe den Körper gewiſſenhaft unterſucht und gefunden, daß der Tod wirklich eingetreten. Es kann demnach die Beerdigung unbedenklich geſtattet werden. Dr. Monlay.“

„Sind Sie zufrieden, Herr Baron?“ fragte der Aeskulap, indem er Sand auf das Papier ſtreute.

„Mehr als ich werden die Franzoſen zufrieden ſein, von deren Etabliſſement Sie einen harten Schlag abwenden. Laſſen Sie ſich gut honoriren. Mir iſt es recht, daß Klementine nicht für eine Selbſtmörderin gehalten werde. Es bleibt alſo bei den getroffenen Verabredungen . . . Wann wollen Sie kommen, Doktor?“

„Mit dem Schlage neun Uhr werde ich hier ſein.“

„Ich zähle auf Sie.“

„Und nun gute Nacht.“

„Warten Sie, Doktor.“

„Was wollen Sie noch?“

„Ich begleite Sie. Es iſt mir unmöglich bei der Leiche auszuharren.“

„Es wäre doch gut, wenn Jemand wachte . . .“

Der Witwer nahm die Zigarre aus dem Munde.

„Sollte Klementine nicht todt ſein?“

„So gewiß als wir Beide leben; aber der Sicherheit wegen möchte ich, daß die Frau Baronin nicht allein bleibe. Auch in Ihrem Intereſſe rathe ich dazu.“

„Ich verſchließe ſorgfältig das Zimmer und das Haus, es wird Niemand eindringen können.“

„Bleiben Sie, Herr Baron, bleiben Sie; die kurze Zeit bis zum Morgen vergeht raſch . . .“

Jetzt hielt es Franz für räthlich den Rückzug anzutreten. Er rüttelte den am Boden ſitzenden Begleiter; dieſer regte ſich nicht, er ſchlief ſo feſt, als ob er in ſeinem Bette läge. Der Arzt, vielleicht auch der Baron, mußte jeden Augenblick aus dem Hauſe treten; es war alſo keine Zeit zu verlieren. Edmund fortzutragen war eben ſo unmöglich als ihn zu wecken. Franz legte den berauſchten Schläfer dicht an die Mauer und eilte auf die entgegengeſetzte Seite der Straße. Kaum war er dort, als der Arzt aus dem Hauſe trat . . . allein. Die Thür ward hinter ihm geſchloſſen. Der gewiſſenloſe Mediziner ging an

Edmund vorüber, ohne ihn zu bemerken. Er verſchwand raſch in dem Dunkel der Regennacht.

Tiefe Stille herrſchte. Franz wollte nun den Schläfer gewaltſam emporrütteln und ihn dann nach Hauſe führen. Ein neues Hinderniß trat ein. Auf dem Trottoir ließen ſich haſtige Schritte vernehmen, die raſch näher kamen. Franz blieb an ſeinem Platze. Er unterſchied einen Mann, der ſich dem Hauſe des Barons näherte und an dem erleuchteten Fenſter ſtehen blieb. Der Mann klopfte. Raſch ward das Fenſter geöffnet.

„Wer iſt da?“ fragte der Witwer.

„Ich! ich!“

„Ah Du, Theodor.“

„Oeffne die Thür!“

„Soeben wollte ich ausgehen.“

„Du wirſt bleiben, Max!“

„Wenn Du mir Geſellſchaft leiſten willſt . . .“

„So laß mich doch ein!“ rief ungeduldig der Graf von Auerſtein.

„Warte einen Augenblick.“

Ein Geräuſch deutete an, daß das Fenſter geſchloſ-

ſen ward. Bald ward die Thür geöffnet und der Graf verſchwand.

„Gut," dachte Franz, „daß der ſchlafende Edmund mich zurückgehalten hat, es würde mir ſonſt eine intereſſante Szene entgangen ſein. Das Geſpräch dieſer Beiden iſt vielleicht von Wichtigkeit für mich."

Er ſprang über die Fahrſtraße und ſah nach dem Schläfer. Edmund regte ſich nicht, eine laute Reſpiration verrieth die Tiefe ſeiner Ruhe.

„Glücklicher Menſch!" dachte Franz. „Er ruht auf hartem Steine wie auf weichem Pfühle . . . ein Stein auf dem andern . . . die reiche Mutter müßte ihn in dieſer Verfaſſung ſehen . . . Bodenloſer Leichtſinn der Jugend!"

Jetzt ſtand er wieder am Fenſter und lauſchte.

Der Baron hatte ſchon ſeinen Pelz angelegt; auch der Graf trug einen Pelz und den Hut auf dem Kopfe.

„Max," fragte erregt der Graf, „wie ſteht es mit Klementinen? Du biſt ſorglos, willſt ausgehen . . ."

„Weil ich die Nacht in der Nähe einer Leiche nicht verbringen kann," war die ruhig ertheilte Antwort.

„Max! Max!"

„Meine Frau iſt am Herzſchlage geſtorben ...“

„Iſt ſie wirklich todt?“

„Wer es nicht glauben will, leſe das Atteſt des Arztes, der vor zehn Minuten mich verlaſſen hat.“

„Und das ſagſt Du ſo ruhig, ſo kalt . . . Max, Du haſt Deine Frau nicht geliebt! Arme, arme Klementine!“

Der Graf legte die Hand über die Augen; es ſchien als ob er weinte.

Der Baron blieb wie zuvor; er rauchte ruhig fort.

„Freund,“ begann er nach einer Pauſe, „Du biſt zur rechten Zeit gekommen. Wir ſind Männer von Muth und Herz, die ſpießbürgerliche Sentimentalität nicht kennen. Meine Ehe, die eigentlich nie hätte geſchloſſen werden ſollen, iſt plötzlich gelöſt . . . Klementine ſelbſt hat das traurige Band durchſchnitten . . . Du haſt ſie ſterben geſehen . . .“

„Max, erinnere mich nicht daran! Es war ein gräßlicher Anblick!“

„Setze Dich doch, Feinfühlender, Du biſt ſehr ergriffen.“

Beide ſaßen im Pelz und Hut auf dem Sopha, das dem Fenſter gegenüber ſtand.

„Willſt Du rauchen, Theodor?“

„Laß das, laß das!“

„Ich habe mir vorgenommen, die traurige Angelegenheit mit der größten Ruhe zu ordnen und zu überſtehen, und Du, Freund, wirſt mir dabei helfen.“

„Was kann ich thun?“

„O, viel; ſehr viel! Wahrhaftig, ich habe auf Deine Hilfe gerechnet. Wärſt Du nicht gekommen, ſo hätte ich Deine Wohnung aufgeſucht . . .“

„Zu welchem Zwecke?“

Max ſchien die Frage nicht zu hören. Ruhig ſagte er: „Jetzt leiſte mir Geſellſchaft an der Leiche Klementinen's. Dort, auf ihrem Bette liegt ſie . . . Willſt Du ſie ſehen?“

„Nein, nur jetzt nicht.“

„Alſo ſpäter, Freund?“ fragte der Baron, indem er zur Seite ſah.

„Vielleicht! Doch, was beginne ich denn hier? Zu welchem Zwecke bin ich gekommen? Ach, ich wollte mir Gewißheit holen . . . nun habe ich ſie . . .

Klementine ist todt . . . Auf Wiedersehen, Max . . . Ich muß fort!"

„Du wirst bleiben!" sagte der Baron ernst.

Er hielt den Grafen bei der Hand zurück.

„Was willst Du, Max?"

„Ich habe ein Geheimniß entdeckt . . ."

„Was für ein Geheimniß?"

„Gestehe es nur . . ."

„Was? Was?" fragte der Graf ungeduldig.

„Daß Dir meine Frau nicht gleichgiltig war."

Der Baron sah den Grafen mit forschenden Blicken an.

„Die Dulderin!" rief Theodor von Auerstein ausweichend. „Wahrlich, sie war eine Dulderin, denn sie hat ihren Jammer mit großer Standhaftigkeit getragen. Unter zehn Frauen findest Du kaum eine, die zu dulden vermag, was Deine Frau. Willst Du nun auch noch aus dem Mitleiden, das ich für Klementinen gezeigt, unerlaubte Beziehungen herleiten?"

„Sieh', Theodor, über diesen Punkt wollte ich mit Dir sprechen. Du bist in die geheimsten Tiefen meiner Ehe dergestalt eingeweiht, daß ich Dir Neues werde kaum noch zu offenbaren brauchen. Ich, der

Gatte, klagte Dir meine Noth; Klementine, die Gattin, klagte Dir die ihrige. So erfuhr der Hausfreund Alles. Mich überschütteteſt Du Anfangs mit Vorwürfen, was Du Klementinen gegenüber gethan, weiß ich nicht . . . ſpäter ſchwiegſt Du, und dann wollteſt Du Nichts mehr hören. Du haſt den Verfall meines ehelichen Glückes mit angeſehen . . . Meine deſolaten Vermögensumſtände bildeten den Hauptgrund . . . Ich hielt mich nur durch künſtliche Mittel auf der Oberfläche . . . Du konnteſt nicht helfen, weil Du ſelbſt ruinirt biſt . . .“

„Sonſt würde ich Dir die Hand geboten haben.“

„Klementine hat Dir Geld verſchafft . . .“

„Max . . .“

„Fahre nicht auf! Ihre Liebe zu Dir war ſo heiß, daß ſie für Dich ſpielte. Das iſt der Schlüſſel zu dem Räthſel. Und willſt Du wiſſen, wie ich ihn erlangt habe?“

„Nun?“

„Lies dieſen Brief Klementinen's; ich fand ihn vorhin auf dem Schreibtiſch. Durch ihn ward die Vermuthung beſtätigt, die ſich in der Spielhölle mir aufdrängte.“

„Der Graf las folgende Zeilen:

„Du haſt mich, Max, längſt aufgegeben; doch grolle ich Dir deshalb nicht, denn Du warſt mir gleichgiltig. Ich ſuchte und fand Entſchädigung in der Liebe zu Deinem Freunde Theodor, dem ich meine letzten Schmuckſachen geopfert habe. Der Perfide hat mich dafür betrogen; er liebt auch noch jene Frau von Hoym, der eine große Erbſchaft zugefallen iſt. Dieſe Nacht gehe ich in eine Spielhölle ... gewinne ich, ſo bringt mich ein Schiff über das Meer; verliere ich, daß mir die Mittel zur Reiſe und zur ſelbſtſtändigen Exiſtenz fehlen, ſo bringt man Dir meine Leiche. Klementine.“

Der Baron nahm das ſinkende Blatt aus der Hand des Freundes.

„Wir ſind völlig im Klaren!“ ſagte er kalt. „Du haſt Deine Neigung Frau von Hoym zugewendet, weil ſie plötzlich reich geworden ... Klementine hat es erfahren und iſt der Verzweiflung anheimgefallen ... Dort liegt ihre Leiche ... ich bin Witwer und Du biſt eine läſtige Geliebte los geworden ...“

„Max,“ ſtammelte der Graf, „wir befinden uns

in einer furchtbaren Lage! Der Schein ist allerdings gegen mich . . .“

„Ah, nur der Schein!“

„Ich habe mit Klementinen's Geld gespielt.“

„Natürlich!“

„Hätte ich gewonnen, so würde ich ihr den Gewinn gebracht haben.“

„O, ich zweifle nicht daran.“

„Sie faßte die Dinge anders auf.“

„Dir wollte und konnte sie das letzte Geld nicht anvertrauen.“

„Sehr natürlich!“

„Darum wandte sie sich an mich . . . Leider ist mir das Glück nicht günstig gewesen. Ich habe ihr dies mehr als einmal gesagt.“

„Was geschehen, Freund, läßt sich nicht mehr ändern. Klementinen's Brief hast Du gelesen, nun höre auch mich an. Deine Liaison mit Frau von Hoym ist eine kluge . . . die Dame ist reich, enorm reich. Die Quelle ihres Vermögens wollen wir nicht erörtern . . . aber Du wirst sie nicht heiraten. Du wirst sie mir überlassen, der ich plötzlich Witwer geworden bin. Ich bin arm, noch mehr als arm,

denn ich beziehe keine Revenüen und habe nicht unbedeutende Schulden. Stehe ich Morgens auf, so weiß ich nicht, wovon ich den Tag leben ſoll... wohin ich komme, iſt mein Kredit erſchöpft. Mein Witwerſtand erlaubt mir, mich noch einmal zu verheiraten; ich bin jünger als Du biſt ... Du, Freund, haſt einen ſehr reichen Bruder, der für Dich ſorgen kann; ich aber ſtehe allein, Niemand kümmert ſich um den verarmten Baron, deſſen Frau am Herzſchlage geſtorben iſt. Trittſt Du zurück, ſo wird Frau von Hoym, deren Scheidung demnächſt ausgeſprochen werden muß, mich nicht abweiſen. O, ſie kann mich gar nicht abweiſen. Dann, Theodor, bleiben wir Freunde wie zuvor und kein Menſch auf der Erde erfährt, daß meine Frau ſich aus Verzweiflung über Deine Treuloſigkeit entleibt hat. Daß ich auch über die Schmuckangelegenheit ſchweige, verſteht ſich von ſelbſt. Niemand ſoll ahnen, daß Du meine ſchwache, verliebte Frau hintergangen haſt. Ich begreife vorzüglich die Wichtigkeit des letztern Umſtandes ... bedenke die Schmach für Dich und Deine gräfliche Familie, wenn ich Klementinens Brief veröffentliche! Nein, nein! Du wirſt mich dazu nicht zwingen, Du biſt viel zu

klug und ehrliebend. Wir arrangiren uns als Männer von Welt, ſetzen ſpießbürgerliche Sentimentalität bei Seite und leben in Zukunft als echte Edelleute, die mit kleinlichen Sorgen nicht zu kämpfen haben. Das Leben ohne Geld iſt ein elendes Ding; ich habe es hinlänglich kennen gelernt.“

„Max,“ entgegnete kleinlaut der Graf, „Deine Beſchuldigung muß ich ernſtlich zurückweiſen.“

„Wie Du willſt!“

„Ich habe Klementine nicht betrogen!“

Der Baron legte die Hand auf die Schulter des Grafen indem er ſagte:

„Freund, wenn meine Frau alle Schwächen eines Weibes beſeſſen . . . gelogen hat ſie nie. Zu ſchweigen hat ſie gewußt; aber wenn ſie einmal geredet, ſo hat ſie ſich der größten Offenheit befleißigt. Den Worten in dieſem Briefe glaube ich, als ob ſie einen Eid geſchworen hätte. Uebrigens, Freund, fordere ich in dieſem Augenblicke keine feſte Entſchließung von Dir; ich wollte die Zeit nur benutzen, um Dir meine Anſichten klar zu machen, und dies iſt, ſo glaube ich, geſchehen. Du haſt neuerdings Wechſel acceptirt ... fördere meine Heirat mit Frau von Hoym und ich

bezahle dieſe Wechſel. Dann erwächſt Dir auch noch ein materieller Gewinn, der wohl zu beachten iſt. Nun komm . : . hier iſt es unheimlich . . . die Nähe einer Leiche iſt mir von jeher ſchrecklich geweſen. Willſt Du Klementinen noch einmal ſehen, ſo nimm das Licht und gehe in die Kammer . . . um acht Uhr kommt der Sarg, der ſofort zugenagelt wird . . . dann iſt es zu ſpät."

„Max, Du biſt ein Ungeheuer!" rief entſetzt der Graf.

„Warum? Warum?"

„Die Leiche Deiner jungen Frau iſt kaum erkaltet . . ."

„Und ſchon denke ich wieder an's Heiraten?"

„Das iſt wahrhaft entſetzlich!"

„Was willſt Du denn, mein Beſter . . . ſeit einem Jahre und noch länger habe ich meine Frau nicht mehr beſeſſen. Wir waren verheiratet in den Augen der Welt . . . Du haſt am Beſten gewußt wie die Dinge ſtehen. Erlaß mir die Vorwürfe... Mit der Vergangenheit bin ich fertig; ich habe es nur mit der Zukunft zu thun. Willſt Du Klementinen noch einmal ſehen?"

„Nein; ich kann nicht, ich kann nicht!“

„So gehen wir!“

„Wohin?“

„In Deine Wohnung, Theodor! Du wirst mir ja wohl für einige Stunden Gastfreundschaft gewähren.“

Jetzt trat Franz von dem Fenster zurück. Er sprang auf die andere Seite der Straße. Kaum hatte er seinen Platz eingenommen, als das Licht in der Wohnung des Barons erlosch.

„Da habe ich eine saubere Entdeckung gemacht!“ dachte von Hoym. „Zwei Edelleute streiten sich um meine Frau, die noch nicht einmal von mir geschieden ist . . . dieser Baron von Herold ist ein sauberer Bursche . . . Geduld, ich werde Dir das Heiraten ein wenig erschweren! Und der Graf ist bei ihr Hahn im Korbe . . . sieh, sieh, der Zufall bringt mich in den Besitz werthvoller Geheimnisse. Ich bin ja zur günstigsten Zeit in die Residenz zurückgekehrt. Da ich einmal im Rohre sitze, werde ich meine Pfeifen schneiden. Jetzt oder nie kann ich reich werden.“

Die Thür des Hauses ward geöffnet.

Die beiden Freunde traten heraus, wandten sich

[illegible] und verſchwanden. Der Regen war ſtärker geworden; Franz kümmerte ſich nicht darum, er eilte zu dem Schläfer, rüttelte ihn gewaltſam empor und zog ihn mit ſich fort. Es war die höchſte Zeit, denn ein Nachtwächter kam langſam die Straße herab und ſah prüfend die Häuſer an. Der Regen erfriſchte das Geſicht Edmund's, der ſich eine Zeit lang gefügig führen ließ.

„Wer ſind Sie?“ fuhr er plötzlich auf.

„Erkennen Sie mich doch, Freund! Wir ſind auf dem Heimwege . . . Es iſt ſpät in der Nacht!“

„Ah, Freund Wedekind! Gehen wir zu der ſchönen Roſa . . .“

„Gut, ich führe Sie zu ihr!“

„Laſſen Sie ſich umarmen, mein beſter Freund! Ich will mit Roſa ſprechen . . . ſie iſt doch ſchöner als die Franzöſin . . . ah, ich erinnere mich . . . Wir kommen von der Spielbank . . . Und ich habe alles Geld verloren!“

„Sie werden es wieder gewinnen.“

„Wann? Das Geld iſt Nichts; Roſa iſt mir Alles! Ich liebe ſie immer mehr und ſie muß die meine werden.“

So phantaſirte Edmund fort.

Franz wußte nicht mehr, in welcher Straße er ſich befand; er mußte einen Mann fragen, der ihm begegnete. Dieſer war die Gefälligkeit ſelbſt.

„Sie ſind, meine Herren, zwar nicht ſehr weit von dem Ziele, das Sie mir nennen; aber Sie werden es nach einer einfachen Beſchreibung nicht finden. Es ſind der Gaſſen und Gäßchen zu viel, die ſich kreuzen oder neben einander fortlaufen. Ich mache gern einen kleinen Umweg, um Sie zu führen. Kommen Sie mit mir.“

Der Gefällige kannte die Stadt ſehr genau; er wählte krumme, enge und ſchmutzige Gäßchen und einige kleine Plätze, die Franz nie betreten hatte.

„Nun ſind wir in der Straße,“ ſagte er; „in welchem Hauſe wohnen Sie?“

Franz nannte die Nummer.

Der Fremde ging noch einige Schritte weiter.

„Hier!“ ſagte er. „Haben Sie den Schlüſſel?“

Edmund, dem die Beſinnung einigermaßen zurückgekehrt war, holte den Schlüſſel hervor, öffnete mühſam und nahm Abſchied von dem Freunde.

„Wann ſehen wir uns wieder, Freund Wedekind?“

„Vielleicht dieſen Mittag.“

„Schlafen Sie wohl!“

Der junge Mann ſchloß die Thür, man hörte ſeine polternden Schritte noch einige Augenblicke, dann ward es ſtill.

„Nun, mein lieber Herr“, ſagte Franz, „erſchöpfen Sie den Born Ihrer Gefälligkeit und zeigen Sie mir den Weg, auf dem ich das Hotel „zur Krone“ erreiche.“

„Gern!“

Die beiden Männer verließen das Gäßchen und kamen bald in eine der Hauptſtraßen. Franz deutete auf einen der geſchloſſenen Läden.

„Befindet ſich hier nicht das Modewaaren-Magazin der Madame Baum?“

„Ja, mein Herr! Hier wohnt die erſte Modiſtin der Reſidenz.“

„Nun finde ich mich zurecht; empfangen Sie den herzlichſten Dank für Ihre außerordentliche Gefälligkeit, die länger in Anſpruch zu nehmen unverſchämt wäre. Danke, danke!“

Der Edelmann zog den Hut und ging weiter.

„Des Dankes bedarf es nicht“, murmelte der Zurückbleibende; „die Entdeckung, die ich gemacht, ist ein reicher Lohn. Ich kenne nun die Wohnung des Herrn Edmund von Stein und weiß, daß dieser Herr von Hoym sich Wedekind nennen läßt. Der Zufall bewirkt oft mehr als die emsigsten Nachforschungen. Jetzt fort zur Eisenbahn, daß ich die Ankommenden inspizire.“

Der Mann, der nun rasch durch die Straßen ging, war der Polizeispion Petzold.

Franz erreichte das Hotel und betrat sein Zimmer. Nachdem er die Kerze angezündet, beleuchtete er das Bett in dem Alkoven.

„Wie sanft meine Tochter schläft!“ murmelte er. „Sie weiß nicht, wie sauer es dem Vater wird, die Mittel zu einer anständigen Existenz zu beschaffen. Begünstigte mich das Glück nicht in so auffallender Weise, ich würde es zu Nichts gebracht haben. Das Spiel muß ich einstellen, ich habe am grünen Tische nur Verluste. Aber meine Verbindungen werde ich ausbeuten, gerade wie der Baron von Herold die seinigen ausbeutet. Das moderne Glücksritterthum

hat ein ausgedehnteres Terrain als der Uneingeweihte glaubt. Selbst ein Graf von Auerstein spekulirt auf ... meine Frau! Schlummere fort, Anna ich sorge für Dich. Du hast mit mir Jammer und Elend getheilt, sollst auch den Reichthum und das sorglose Leben mit mir theilen. Edmund ist ein leichtsinniger Patron, ein schon ziemlich ausgebildeter Roue ... wäre er ein anständiger Mann, so würde ich ein Heiratsprojekt entwerfen ... nein, Du sollst durch die Ehe nicht unglücklich werden."

Er trat in das Zimmer zurück und entkleidete sich. Mit Entsetzen prüfte er seine Kasse; sie enthielt nur noch einige geringe Banknoten, die werthvollen hatte er verspielt. Bitter lächelnd legte er das Taschenbuch, das gestern noch gefüllt war, in den Kasten des Sekretärs. Dann warf er sich auf das Sopha und überlegte; an Schlafen war nicht zu denken, der moderne Glücksritter war zu aufgeregt. Nach einer halben Stunde schien er einen Plan festgestellt zu haben. Er erhob sich und ging durch das Zimmer. „Warum," murmelte er, „soll ich nicht eben so gut Vortheil davon ziehen als jeder Andere? Ich versuche es und der Versuch wird gelingen. Mit

zweitausend Thalern kann ich schon eine Zeit lang wirthschaften und kann mich der üppigen Sophie als ein Galanthomme vorstellen. Das Weib ist wahrlich noch schön! Es bleibt dabei, ich wage es!"

Um sieben Uhr ließ er den Kaffee bringen.

„Bist Du da, Vater?" fragte Anna.

„Ja, mein Kind!"

„Ich habe Dein Kommen nicht gehört."

„Weil Du fest geschlafen hast. Wann bist Du gestern Abends zu Bett gegangen?"

„Schon um neun Uhr."

„Und Pauline?"

„Sie war so ermüdet, daß auch sie ging."

„Gut; nun mache Toilette, ich werde nach zwei Stunden zurückgekehrt sein."

„Willst Du denn schon wieder fort?"

„Ein dringendes Geschäft, daß ich nicht aufschieben kann, ruft mich . . . sei ohne Sorgen, mein Kind, ich werde bald wieder bei Dir sein."

Franz kleidete sich an, suchte die Spuren der durchwachten Nacht so gut als möglich zu verwischen, steckte sein leeres Taschenbuch zu sich, indem er dachte, „es soll bald wieder gefüllt sein," küßte seine Toch-